



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Zweisprachigkeit in Kärnten aus der
Sprecherperspektive“

Eine qualitative Analyse der Spracheinstellungen von
Sprecherinnen aus Ledenitzen/Ledince

verfasst von / submitted by

Karoline Schuster

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2018 / Vienna, 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 299

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramt UF Deutsch
UF Psychologie und Philosophie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Manfred Michael
Glauninger, Privatdozent

Ich danke

Univ.-Prof. Mag. Dr. Manfred Glauninger für sein Interesse am Thema, seine aufmerksame Betreuung, konstruktive Kritik und hilfreichen Anregungen,

meiner Familie, die mir das Studium ermöglicht hat und mich bei allem unterstützt,

meinem Freund und meinen engsten Freundinnen, die immer für mich da sind und auf die ich mich hundertprozentig verlassen kann,

und meinen Probandinnen, ohne deren Bereitschaft und Engagement die vorliegende Arbeit nicht realisierbar gewesen wäre.

*„Die Selbstverständlichkeit der Vielfalt, die das
Leben im zweisprachigen Raum bietet, ist ein
unbezahlbares, wunderbares Geschenk.“
(Gabriele Ressmann)¹*

¹ RESSMANN 2003: 138.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Aktueller Forschungsstand: ein Überblick	2
1.2	Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen	4
1.3	Aufbau der Arbeit	6
2	Theoretischer Teil	8
2.1	Die moderne Varietätenlinguistik	8
2.1.1	Deutsch als plurizentrische Sprache und heterogenes Phänomen	8
2.1.2	Sprachwissen und individuelle Sprachkompetenz	9
2.1.3	Sprachvarietäten im Deutschen	10
2.1.4	Das Dialekt-Standard-Kontinuum	11
2.2	Zweisprachigkeit in Kärnten	12
2.2.1	Ein historischer Überblick der zweisprachigen Situation Kärntens	12
2.2.2	Deutsch als „erste“, Slowenisch als „zweite“ Landessprache	14
2.2.3	Sprachvarietäten im (Kärntner-)Slowenischen	14
2.2.4	Sprachkontakt als Ergebnis einer zweisprachigen Gesellschaft	16
2.3	Sprache und Einstellungen	18
2.3.1	Zur Struktur von Einstellungen	19
2.3.2	Zur Funktion von Einstellungen	20
2.3.3	Spracheinstellungen und die sprachwissenschaftliche Einstellungsforschung	21
2.3.4	Vorurteil, Stereotyp und Prestige/Stigma	22
2.3.5	Laiendialektologie und die Problematik subjektiver Sprachdaten	23
2.3.6	Spracheinstellungserwerb und (sprach-)biografische Schlüsselerlebnisse	25
2.3.7	Spracheinstellungen und Minderheitensprachen	26
2.3.8	Spracheinstellungsmessung	27
2.4	Das Untersuchungsgebiet: Ledenitzen/Ledince	28
2.4.1	Sprachvarietäten aus Sicht linguistischer Lai/innen: Dialekt und Hochdeutsch	30
2.4.2	Bundesländer, Orts- und Dialektloyalität	31
2.5	Das Paradigma der qualitativen Sozialforschung	32
2.5.1	Zur (Sprach-)Biografieforschung	34
2.5.2	Qualitative Interviews	36
2.5.3	Das Interview als soziale Praxis	37
2.5.4	Das leitfadengestützte Interview mit sprachbiografischer Akzentuierung	37
2.5.5	Qualitative Inhaltsanalyse	39
3	Empirischer Teil	42
3.1	Das Forschungsdesign	42

3.1.1	Die Konzeption des Interviewleitfadens.....	42
3.1.2	Die Auswahl der Gewährspersonen.....	45
3.2	Erhebung und Bearbeitung der Interviews.....	46
3.2.1	Rahmenbedingungen der Interviews	46
3.2.2	Transkription der Interviews.....	48
3.3	Kategorienbildung und Kodierung.....	48
3.4	Ergebnisse	51
3.4.1	Case 1	51
	Kategorie: Sprachrepertoire	52
	Kategorie: Sprachliche Sozialisation.....	56
	Kategorie: Sprachgebrauch	58
	Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten	59
3.4.2	Case 2	62
	Kategorie: Sprachrepertoire	63
	Kategorie: Sprachliche Sozialisation.....	66
	Kategorie: Sprachgebrauch	68
	Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten	69
3.4.3	Case 3	72
	Kategorie: Sprachrepertoire	73
	Kategorie: Sprachliche Sozialisation.....	76
	Kategorie: Sprachgebrauch	78
	Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten	78
3.4.4	Case 4	81
	Kategorie: Sprachrepertoire	82
	Kategorie: Sprachliche Sozialisation.....	87
	Kategorie: Sprachgebrauch	89
	Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten	90
4	Conclusio	94
5	Literaturverzeichnis	99
	Internetquellen.....	104
	Abbildungsverzeichnis	105
6	Anhang	106
	Interviewleitfaden.....	106
	Demographische Daten der Gewährsperson	110
	Kurzfassung.....	111

1 Einleitung

Die Eigenwahrnehmung, die mindestens ebenso sehr von biographischen, emotionalen und gesellschaftspolitischen Faktoren abhängig ist wie von sprachlicher und pragmatischer Kompetenz, bestimmt die Art, wie sich ein Sprecher als multilinguales Subjekt imaginiert, wie er sein Verhältnis zu einer Sprache definiert. (BUSCH 2010: 181)

Das Bundesland Kärnten (slow. Koroška) gilt als ein „gemischtsprachiges Gebiet“ (POHL 2009: 119), in dem es seit vielen Jahrhunderten zu Sprachkontakten zwischen dem Deutschen und Slowenischen kommt. Lange Zeit galt die slowenische Sprache als stigmatisiert, während die deutsche Sprache nicht zuletzt aufgrund ihrer Dominanz ein höheres Prestige genießen konnte. Heute scheint sich die diglossische Situation, in der das Slowenische als „Haus- und Intimsprache“ und das Deutsche als „Sprache der öffentlichen und schriftlichen Kommunikation“ (BUSCH 2010: 181) gesehen wurde, im Wandel zu befinden. Darauf lassen vor allem die zunehmende Präsenz der slowenischen Sprache in der medialen Öffentlichkeit (z. B. TV-Sendung „Servus, Srečno, Ciao“ oder Radio „Agora“), die steigende Zahl slowenischer Kulturvereine (z. B. „Jepa-Baško jezero“) sowie die florierende Anmeldequote zum zweisprachigen deutsch-slowenisch Unterricht in Volksschulen schließen. Damit stoßen immer mehr Kärntner/innen zur Gruppe der Slowenischsprechenden hinzu, ohne vorab dieser Sprachminderheit anzugehören. Dies führt unweigerlich dazu, dass sich die traditionelle Entweder-Oder-Zugehörigkeit aufzubrechen beginnt. Lediglich bei den älteren Generationen² scheint nach wie vor ein Unterschied zwischen jenen zweisprachigen Personen, die sich der slowenischen Volksgruppe zugehörig fühlen und das Sprechen eines slowenischen Dialekts als identitätsstiftend begreifen, und jenen Personen, die sich nicht als Kärntner Slowenen verstehen und ihren Dialekt bewusst in Abgrenzung zum Slowenischen als „Windisch“ bezeichnen, zu bestehen (vgl. BUSCH 2010: 176; POHL 2009: 121; BOECKMANN 1988: 85).

Die vorliegende Arbeit nimmt die zweisprachige Situation Kärntens in den Blick und fragt dabei in erster Linie nach den subjektiven Sprachkonzeptionen der Sprecher/innen. Unter dem Titel „Zweisprachigkeit in Kärnten aus der Sprecherperspektive“ (slow. „Dvojezičnost na Koroškem iz vidika pripovedovalca“) werden Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten untersucht. Dabei orientiert sich die Arbeit am qualitativen Paradigma der Sozialforschung. Das sprachbezogene Datenmaterial wurde anhand leitfadengestützter Interviews mit sprachbiografischer Akzentuierung erhoben. Diese

² Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass dies vorwiegend Personen geboren bis 1955 betrifft.

wurden mit zwei Pensionistinnen und zwei Studentinnen aus Ledenitzen (slow. Ledince) – jeweils eine einsprachig (Deutsch) und eine zweisprachig (Deutsch und Slowenisch) – durchgeführt. Im Zentrum der Arbeit steht das individuell agierenden Subjekt mit seinen „biografischen Selbstdeutungen, Selbstkonzepten, Deutungsmustern, Meinungen, Einstellungen und Präferenzen“ (DEPPERMAN 2013). Demnach wurden sowohl Einstellungen bezüglich der deutschen und slowenischen Sprache als auch hinsichtlich der kärntnerslowenischen kultur- und bildungspolitischen Landschaft erhoben und gemäß der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) ausgewertet. Die Ergebnisse der Untersuchung sollen einen Einblick in die „impliziten Sinnstrukturen“ (DEPPERMAN 2013) der Gewährspersonen ermöglichen, ohne aber einen Anspruch auf Repräsentativität zu stellen.

1.1 Aktueller Forschungsstand: ein Überblick

Für die vorliegende Arbeit sind hinsichtlich der Frage, welche varietätenspezifischen Konzepte linguistische Lai/innen über die Einzelsprache Deutsch haben und welche „soziale Bedeutung“ (Prestige/Stigma, kommunikative Funktionalität) sie diesen zuschreiben, speziell die Untersuchungen von MALLIGA (1997) und STEINEGGER (1998) relevant. In Bezug auf die Einzelsprache Slowenisch erweist sich vor allem die Arbeit von BUSCH / DOLESCHAL (2008) als bedeutsam.

MALLIGA (1997: 153) hat herausgefunden, dass es sich beim *Dialekt* um die „gewohnte“ Sprachform der Gewährspersonen handelt und in einer dialektalen Sprechweise vorwiegend im privaten Umfeld kommuniziert wird. Deswegen und aufgrund seiner identitätsstiftenden Funktion scheint es zulässig, den Dialekt als „Muttersprache“ (MALLIGA 1997: 153) oder RECHBERGER (2017: 77) zufolge als „Alltagssprache“ zu bezeichnen. Aus beiden Untersuchungen geht hervor, dass *Hochdeutsch* hingegen als eine eher distanzierte Sprachform wahrgenommen und als „hochnäsig, besserwisserisch“ (RECHBERGER 2017: 129) bestimmt wird. Die Gewährspersonen würden sich vor allem dann bemühen „schönes Deutsch“ zu sprechen, wenn es gilt, sich sprachlich anzupassen und besser verstanden zu werden (vgl. MALLIGA 1997: 153; RECHBERGER 2017: 148 f.). Auch STEINEGGER (1998: 123) führt an, dass Sprecher/innen „Hochdeutsch“ sprechen, wenn die dialektale Sprechweise als nicht adäquat empfunden wird (z. B. im Gespräch mit Fremden). Bezüglich der zweisprachigen Gewährspersonen in Kärnten konnte er herausfinden, dass es sich für sie nur innerhalb der Familie als „günstig“ erweist Slowenisch zu sprechen (vgl. STEINEGGER 1998: 125). ENDER / KAISER (2009: 288 f.) zufolge hängt dies u.a. mit dem Prestige der Sprachen und Varietäten zusammen. Sie gehen davon aus, dass die Frage nach der Dialektbewertung mit der Frage einhergeht, wie Eltern mit ihren Kindern sprechen.

Den Ergebnissen ihrer Umfrage zufolge entscheiden sich 45 % der Gewährspersonen im bairischen Dialektraum Österreichs – dem auch Kärnten angehört – für eine Form der „Umgangssprache“ und 49 % für den Dialekt, um ihre Kinder sprachlich zu sozialisieren. Dass beinahe die Hälfte der Gewährspersonen eine umgangssprachliche Form für die Kommunikation mit Kindern wählt, könnte auf den von den Sprecher/innen postulierten Zusammenhang zwischen „Hochdeutsch“ und Intelligenz zurückgeführt werden (vgl. MALLIGA 1997: 168). Neben Prestige und Stigma spielen STEINEGGER (1998) zufolge aber auch Alter und Mobilität eine entscheidende Rolle in Bezug auf den Sprachgebrauch. Beispielsweise konnte MALLIGA (1997: 108) herausfinden, dass es bei jüngeren und mobileren Gewährspersonen zu einer Abnahme der Dialektverwendung kommt. Zu diesem Ergebnis ist auch GLUDOVACZ (2016: 93) gekommen. Darüber hinaus konnte sie feststellen, dass die Gewährspersonen ihren Dialekt nach dem jeweiligen Bundesland benennen und *Kärntnerisch* neben *Tirolerisch* als „Lieblingsdialekt“ der Sprecher/innen gilt (vgl. GLUDOVACZ 2016: 97). RECHBERGER (2017: 115) verweist auf ein weiteres varietätenspezifisches Sprachkonzept, das von jüngeren Gewährspersonen als *Umgangssprache* bezeichnet und als ein „Mix aus Hochdeutsch und Dialekt“ definiert wird. Den Aussagen der Dialektsprecher/innen zufolge wird in einer umgangssprachlichen Form gesprochen, um sich vom „wilden, derben Bauerndialekt“ (RECHBERGER 2017: 126) abzugrenzen.

Inwiefern auch die zweisprachigen Sprecher/innen in Kärnten über solche varietätenspezifischen Konzepte hinsichtlich der Einzelsprache Slowenisch verfügen und mit welcher „sozialen Bedeutung“ diese einhergehen, wurde bisher kaum erforscht. Diesbezüglich kann bestenfalls auf die Untersuchungen von BUSCH / DOLESCHAL (2008) verwiesen werden, die im Licht sprachbiografischer Interviews und teilnehmenden Beobachtungen herausfinden konnten, dass auch im Slowenischen von der Existenz dreier Varietäten ausgegangen wird: dem örtlichen Dialekt, der hauptsächlich in der Familie und der näheren Umgebung präsent ist, der Standardsprache, die vor allem in der Kirche³ und bei slowenischen Veranstaltungen verwendet wird, und einer Kärntner slowenischen Umgangssprache, die überwiegend bei Lerner/innen auftritt, die aus einem nichtslowenischen Elternhaus kommen und Slowenisch in einer zweisprachigen Schule oder im Zuge einer weiteren Ausbildung lernen. Hinsichtlich der kommunikativen Funktionalität konnten BUSCH / DOLESCHAL (2008: 17) und PRILASNIG (2013: 89) feststellen, dass zweisprachige Sprecher/innen personen- und ortsabhängig zwischen der deutschen und slowenischen Sprache wechseln. Darüber hinaus hat PRILASNIG (2013: 89) herausgefunden, dass Alltagsgespräche überwiegend auf Slowenisch geführt werden und über Sachthemen

³ In der katholischen Kirche hat das Slowenische eine zentrale Bedeutung. Viele Geistliche kommen aus slowenischen Familien und halten zweisprachige Gottesdienste ab (vgl. BOECKMANN 1988: 92).

vorzugsweise auf Deutsch diskutiert wird. Während dieser Sprachwechsel bereits seit längerer Zeit im Interesse soziolinguistischer Untersuchungen steht, sind laienlinguistische Sprachkonzepte relativ unerforscht. Es stellt sich also die Frage, wie Gewährspersonen als linguistische Lai/innen ihre varietätenspezifischen Konzepte bezeichnen. Beispielsweise wäre es interessant zu erfahren, ob Sprecher/innen in Anlehnung an „Hochdeutsch“ von „Hochslowenisch“ sprechen. Damit hängt wiederum die Frage nach dem Prestige/Stigma slowenischer Sprachvarietäten und der slowenischen Sprache in Kärnten überhaupt zusammen. BUSCH / DOLESCHAL (2008: 9) machen darauf aufmerksam, dass sich Spracheinstellungen gegenüber dem Slowenischen insbesondere bei den jüngeren Sprecher/innen in den letzten Jahren positiv entwickelt haben und das zweisprachige Aufwachsen im Vergleich zu älteren Generationen zunehmend als Gewinn empfunden wird. Außerdem scheint hinsichtlich der „sozialen Bedeutung“ von Sprachvarietäten ein Unterschied zum Deutschen zu bestehen, da das Sprechen des *Kärntner slowenischen Dialekts* unter den zweisprachigen Sprecher/innen als ein „Merkmal von Authentizität“ (vgl. BUSCH / DOLESCHAL 2008: 14) gewertet wird. Dazu BUSCH (2010: 183 f.):

Gerade jüngere InterviewpartnerInnen brachten im Rahmen meines Forschungsprojekts ein neues Verständnis zum Dialekt zum Ausdruck. Für sie war der Dialekt weder „schlach“ noch etwas zu Verklärendes, auf Ursprünglichkeit Verweisendes, sondern schlicht ein Code, in dem sie „entspannter“ als in der Standardsprache kommunizieren können.

1.2 Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen

Die vorliegende Arbeit geht im Hinblick auf ihr Forschungsinteresse – Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich der slowenisch-deutsche Zweisprachigkeit in Kärnten – folgenden Fragen nach:

1. Welche (varietätenspezifischen) Konzepte hinsichtlich a) der persönlichen inneren Mehrsprachigkeit (einerseits nur in der Einzelsprache Deutsch bzw. andererseits in der Einzelsprache Deutsch und in der Einzelsprache Slowenisch) sowie hinsichtlich b) der persönlichen slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit haben die Gewährspersonen?
2. Welche „soziale Bedeutung“ (Prestige, Stigma, kommunikative Funktionalität) schreiben die Gewährspersonen a) den subjektiv konzipierten Sprachformen im Deutschen bzw. im Deutschen und Slowenischen sowie b) der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit (ihrer persönlichen und jener in Kärnten im Allgemeinen) zu?
3. Welche Einstellungen haben die Gewährspersonen zu kärntnerslowenischen kultur- und bildungspolitischen Aktivitäten/Angeboten in Kärnten im Allgemeinen und in Ledenit-

zen/Ledince im Besonderen? Wie stehen sie zu zweisprachigen Ortstafeln? Welche Einstellungen (bzw. welche persönlichen Erinnerungen) haben sie im Zusammenhang mit dem „Kärntner Ortstafelstreit“?

4. Korrelieren Aspekte der oben angesprochenen Wahrnehmungen/Einstellungen mit sprachbiografischen „Schlüsselerlebnissen“ der Gewährspersonen?
5. Welche generations- (bzw. bildungs-)bedingten Unterschiede reflektieren die Interviews?

Obwohl sich die Arbeit am qualitativen Paradigma der Sozialforschung orientiert, das auf eine „induktiv und hypothesen- und/oder theoriegenerierend[e]“ (MISOCH 2015: 2) Vorgangsweise baut, werden hier im Vorfeld forschungsleitende Annahmen hinsichtlich der Fragestellungen formuliert. In Bezug auf die erste Fragestellung wird davon ausgegangen, dass alle vier Probandinnen ein *bivarietares* Konzept der deutschen Sprache („Dialekt“ und „Hochdeutsch“) haben. Dies wird gleichermaßen für die Konzipierung des Slowenischen vonseiten der zweisprachigen Gewährspersonen angenommen. Allerdings wird hier ein altersbedingter Unterschied bezüglich der selbstbekundeten Kompetenz, sowohl eine dialektale als auch standardsprachliche Varietät zu sprechen, vermutet. Ebenso dürfte sich das Dialektkonzept im Slowenischen bei den zweisprachigen Gewährspersonen altersbedingt und hinsichtlich ihrer Identität als (keine) Kärntner Slowenen unterscheiden („Kärntner slowenischer Dialekt“ versus „Windisch“⁴). Die zweite Fragestellung betrifft die „soziale Bedeutung“ der subjektiv konzipierten Sprachformen. Es ist davon auszugehen, dass mit den varietätenspezifischen Konzepten der Gewährspersonen sowohl positive (*Prestige*) als auch negative (*Stigma*) Bewertungen einhergehen. Bezüglich der kommunikativen Funktionalität wird angenommen, dass der Dialekt gemäß deren Aussagen bei allen vier Gewährspersonen den alltäglichen Sprachgebrauch darstellt. Während für die zweisprachigen Gewährspersonen die Verwendung der deutschen Sprache zweckbezogener sein dürfte, wird die slowenische Sprache einen höheren Stellenwert im privaten und sozialen Leben einnehmen (*Sprachloyalität*). Im Hinblick auf die weiteren Fragestellungen wird vermutet, dass es den zweisprachigen Gewährspersonen ein größeres Anliegen ist, zweisprachige Aktivitäten/Angebote zu fördern und dass zweisprachige Ortstafeln aufgestellt werden, da sie eine starke Verbundenheit zur slowenischen Sprache haben und diese als Teil der regionalen Kultur empfinden. Diesbezüglich ist anzunehmen, dass Einstellungen mit persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen der Gewährspersonen zusammenhängen. Damit einher

⁴ Die Frage nach dem Konzept „Windisch“ ist für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse, da es POHL (2009: 121) zufolge „als ein soziologisch und linguistisch nur sehr schwer fassbarer vorübergehender Zustand [erscheint], der an Einzelpersonen oder einzelne Familien [...] gebunden ist, nicht aber an gefühlsmäßig zusammengehörige (ethnische) Gruppen“.

gehen wiederum generations- (bzw. bildungs-) bedingte Unterschiede, die sich bei den Gewährspersonen nicht zuletzt in ihren Einstellungen zur slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten und damit verbundenen Stereotypen⁵ zeigen.

1.3 Aufbau der Arbeit

Der theoretische Teil der Arbeit beginnt mit einem Überblick über die moderne Varietätenlinguistik. Bevor das *Dialekt-Standard-Kontinuum* aus linguistischer Sicht erläutert wird, widmet sich ein Abschnitt dem Konzept *Sprachwissen*, welches dafür ausschlaggebend ist, dass wir über verschiedene *Sprachvarietäten* verfügen und diese situationsadäquat einsetzen können (Kap. 2.1). Nach einem kurzen historischen Rückblick der zweisprachigen Situation Kärntens wird auf die Sprachvarietäten im (Kärntner-)Slowenischen und die *Sprachkontaktforschung* eingegangen (Kap. 2.2). Anschließend findet sich eine theoretische Ausführung zum – für die vorliegende Arbeit – zentralen Thema (*Sprach-*)*Einstellungen* (Kap. 2.3). Dabei werden zunächst Einstellungen im Allgemeinen in den Blick genommen, definiert und in ihren Funktionen erklärt, bevor Spracheinstellungen im Besonderen diskutiert werden. Die mit Sprache verbundenen *Vorurteile* und *Stereotype* leiten schließlich zu der Frage über, inwiefern die subjektiven Bewertungskategorien *Prestige* und *Stigma* das individuelle Sprachverhalten beeinflussen. Die *Laiendialektologie* bildet den Übergang von Spracheinstellungen zu Sprachvarietäten, da jene nach den Sprachkonzepten linguistischer Lai/innen fragt. Auch die damit einhergehenden Probleme sollen thematisiert werden. Anschließend werden der *Spracheinstellungserwerb* in Verbindung mit sprachbiografischen „Schlüsselerlebnissen“ und die *Spracheinstellungsmessung* behandelt. Im darauffolgenden Abschnitt wird das *Untersuchungsgebiet Ledenitzen/Ledince* skizziert und im Zuge dessen auf die subjektiv konzipierten Sprachvarietäten („Dialekt“ und „Hochdeutsch“) aus Sicht linguistischer Lai/innen eingegangen (Kap. 2.4). Diesbezüglich wird der Zusammenhang zwischen *Bundesländer-/Ortsloyalität* und *Dialektloyalität* aufgezeigt. Das letzte Kapitel des Theorieteils der vorliegenden Arbeit stellt eine Zusammenschau des Paradigmas der qualitativen Sozialforschung dar und diskutiert das *Interview als soziale Praxis* (Kap. 2.5). Abschließend wird auf das vorliegend angewandte Erhebungsverfahren des leitfadengestützten Interviews mit sprachbiografischer Akzentuierung und auf die Auswertungstechnik der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) eingegangen.

⁵ BOECKMANN (1988: 82) hält fest, dass Stereotype „eine ganz besondere Bedeutung für die Identität zweisprachiger Menschen in Kärnten [haben]“.

Der empirische Teil der Arbeit setzt sich aus der Präsentation des Forschungsdesigns (Kap. 3.1), indem die Konzeption des Interviewleitfadens und die Auswahlkriterien der Gewährspersonen vorgestellt werden, und der Erhebung und Bearbeitung der Interviews (Kap. 3.2), indem auf die Rahmenbedingungen und die Transkription der Interviews eingegangen wird, zusammen. Darüber hinaus wird die Vorgangsweise bei der Kategorienbildung und Kodierung (Kap. 3.3) dargelegt. Abschließend werden die Ergebnisse der Arbeit präsentiert (Kap. 3.4).

Die Conclusio (Kap. 4) stellt eine Zusammenschau der Untersuchungsergebnisse dar.

2 Theoretischer Teil

2.1 Die moderne Varietätenlinguistik

Im folgenden Teil der Arbeit soll kurz veranschaulicht werden, warum Deutsch als eine plurizentrische Sprache definiert wird und was unter einer *Varietät* zu verstehen ist. Ferner wird auf das *Sprachwissen* als entscheidende Kompetenz, Varietäten- bzw. Sprechweisen des Dialekt-Standard-Kontinuums situationsspezifisch einsetzen zu können, verwiesen. Hinsichtlich des Forschungsinteresses der vorliegenden Arbeit erweist sich eine theoretische Auseinandersetzung mit Sprachvarietäten aus linguistischer Sicht als erforderlich, um diese mit den subjektiv konzipierten Sprachformen linguistischer Lai/innen vergleichen zu können.

2.1.1 Deutsch als plurizentrische Sprache und heterogenes Phänomen

Beim Versuch, die Unterschiede der deutschen Sprache in den deutschsprachigen Ländern herauszuarbeiten, stellt AMMON (1995: 1) fest, dass eine Sprache mehrere *Varietäten* umfasst. Den Begriff der linguistischen Variation definiert er folgendermaßen:

Bei diesem Ansatz wird eine Sprache, sagen wir La (L = lingua), als Menge von Varietäten la, lb, ..., ln gesehen: $La = \{la, lb, \dots, ln\}$. Beispiele solcher Varietäten sind dann Dialekte („dialektale Varietäten“), Standardvarietäten (oft auch mißverständlich „Standardsprachen“ genannt) oder „Umgangsvarietäten“ (ebenfalls meist „Umgangssprachen“ genannt). (AMMON 1995: 1)

Die Menge an Varietäten – meist in dialektale, umgangs- und standardsprachliche Varietäten eingeteilt – lässt das Deutsche als eine *plurizentrische Sprache* erscheinen (vgl. AMMON 1995: 6). Das Merkmal der Standardvarietäten besteht schließlich darin, dass sie Nonstandardvarietäten „überdachen“⁶ (AMMON 1995: 2). Allerdings gibt es länderspezifische Standardvarietäten, man denke an Nationen wie Österreich, Deutschland oder an die deutschsprachige Schweiz im Sinne einer Sprachgemeinschaft als Teil einer Nation, die das Deutsche ebenso als eine *plurinationale Sprache* definieren (vgl. AMMON 1995: 97). Als Beispiel sei der Begriff *Aprikose* genannt, der in Deutschland und der Schweiz verwendet wird, während der Begriff *Marille* eine nationale Variante für Österreich darstellt (vgl. AMMON 1995: 61).

⁶ Den Begriff *Überdachung* definiert AMMON (1995: 2) wie folgt: „*Überdachung*: eine der beiden Varietäten, sagen wir la, überdacht die andere, lb, bzw. überdacht sie nicht“. Wenn Varietät la Varietät lb überdacht, dann ist la notwendigerweise eine Standardvarietät und lb eine Nonstandardvarietät. Es ist ausgeschlossen, dass Varietät lb Varietät la überdacht, da eine „öffentliche und auch amtliche Korrektur des Sprachverhaltens typisch für die Überdachungsrelation [ist]“ (AMMON 1995: 3).

Der länderspezifische Sprachgebrauch verleitet dazu, einen relativ homogenen Blick auf den Komplex *Sprache* zu werfen. Da die alltägliche Kommunikation vorwiegend in einer der Non-standardvarietäten stattfindet, scheint es jedoch völlig verfehlt, Sprache als ein abstrakt homogenes System zu bestimmen. Insofern kann Sprache nicht unabhängig vom „gesellschaftliche[n] Verhalten (konkrete Interaktionen)“ (DITTMAR 1997: 111) erfasst werden. Das *Sprachwissen* veranlasst Sprecher/innen dazu, Varietäten situationsspezifisch zu gebrauchen (vgl. DITTMAR 1997: 1) und ihre Sprachkompetenz an die jeweiligen Kommunikationspartner/innen anzugleichen. Dies zeigt sich in diversen Sprachwandelprozessen, die letztlich dazu führen, dass Sprache als ein dynamisches und heterogenes Phänomen erscheint (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 19).

2.1.2 Sprachwissen und individuelle Sprachkompetenz

Um auf den Begriff *Sprachvarietät* hinzuführen, scheint es sinnvoll, vorab auf den Zusammenhang von Varietät und Sprachwissen einzugehen. DITTMAR (1997: 1) beschreibt diesen wie folgt:

Ich gehe von dem natürlichen Wissen jedes einzelnen Sprechers in einer Sprachgemeinschaft aus, der weiß, daß ein und dieselbe Sprache (z. B. Deutsch) in Abhängigkeit von Sprechern und Hörern, Umständen, Zeit und Ort, also verschiedenen sozialen und Interaktionsbedingungen, unterschiedlich verwendet wird.

Demnach verfügen wir über mehrere Konzepte des Deutschen und *Sprachwissen* meint jene Kompetenz, diese situationsadäquat einzusetzen. Das Sprachwissen teilt sich wiederum in drei Bereiche: das sprachliche Wissen, das normative Wissen und das Handlungswissen. Erstes bezieht sich auf die syntaktischen Strukturen und lexikalischen Regeln, die den Sprecher/innen zu einem gegebenen Zeitpunkt zur Verfügung stehen. Dazu gehört auch das Wissen über varietätenspezifische Unterschiede. Zweites bezieht sich auf die sprachlichen Normen, wie sie beispielsweise in Wörterbüchern kodifiziert sind. Mithilfe des normativen Wissens gelingt es uns, aus den gebräuchlichen schriftlichen oder mündlichen Varianten des Deutschen, die für den jeweiligen Zweck funktional „richtige“ auszuwählen. Drittes bezieht sich auf jene Situationen, in denen Individuen in Interaktion treten und auf ein kommunikatives Musterwissen zurückgreifen, um einen angemessenen sprachlichen Ausdruck zu finden (vgl. DITTMAR 1997: 2). Daran schließen die Überlegungen von SCHMIDT / HERRGEN (2011: 38) an. Sie gehen davon aus, dass sich die individuelle Sprachkompetenz aus der Systemkompetenz, dem Wissen um sprachliche Regeln, und der Registerkompetenz, der situationsadäquaten Verwendung von Sprache, zusammensetzt.

Grundlegend in Bezug auf das Sprachwissen und die individuelle Sprachkompetenz ist die Annahme, dass „es keine zwei Menschen [gibt], die über dasselbe Sprachwissen verfügen“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 19). Das zeigt sich vor allem im Zusammenhang mit Sprachwandelprozessen:

Sprachliche Veränderungsprozesse entstehen, weil Sprecher(-Gruppen) in Interaktion mit anderen Sprechern bzw. Sprechergruppen, die über andere linguale System- und Register-Kompetenzen verfügen, entsprechend ihren kommunikativen Zielen kognitive, in der Regel unbewusste Optimierungsstrategien anwenden. (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 20)

Demnach bestehen sprachliche Interaktionen aus Sprachproduktionsakten und Sprachverstehensakten. Sobald Sprecher/innen Sprache produzieren, setzen sie ihr bisher erworbenes Wissen in Beziehung zu den Verstehensmöglichkeiten und Kommunikationserwartungen ihres Gegenübers, um sprachlich angemessen zu reagieren. Als Beispiel sei die Interaktion mit einem Kind im Gegensatz zu einem Akademiker genannt. Der weitere Verlauf einer Interaktion ist auf die „Rückkopplung“ der Gesprächspartner/innen angewiesen (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 26). SCHMIDT / HERRGEN (2011: 20) sprechen von „stabilisierenden oder modifizierenden Prozessen“, die hier wirksam werden. Je nachdem, ob die Sprachverhaltenserwartung erfüllt wird oder nicht, werden die Sprecher/innen eine Umstrukturierung ihres sprachlichen Wissens vornehmen. Während sie bei einem vollständigen Verstehen ihre „Optimierungsstrategien“ stabilisieren, werden sie diese bei sprachlichen Differenzen entsprechend modifizieren (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 26 f.). Indem also beide Interaktionspartner/innen die Absicht verfolgen, verstanden zu werden, kommt es zu einem individuellen Kompetenzabgleich. Dieser Vorgang wird von SCHMIDT / HERRGEN (2011: 28) als „Synchronisierung“⁷ bezeichnet.

2.1.3 Sprachvarietäten im Deutschen

Wie bereits erwähnt, gibt es eine Vielzahl an deutschen Standard- und Nonstandardvarietäten. LÖFFLER (2016: 55 f.) bezeichnet das Deutsche gar als ein „Varietätenbündel“, denn „es kann die geschriebene Literatur- und Kultursprache, es kann die gesprochene Hochsprache als genormte Sprachvariante der Schriftsprache sein, es kann eine landschaftliche Abwandlung oder ein historischer Dialekt sein“. In diesem Sinne werden Varietäten als „Sprechweisen“ oder „Erscheinungsformen“ der Sprache definiert. Neben den bereits oben angesprochenen nationalen

⁷ Der Begriff *Synchronisierung* ist für die Sprachdynamiktheorie von zentraler Bedeutung. SCHMIDT / HERRGEN (2011: 28) gehen davon aus, dass Sprecher/innen „ihre komplexen und differenten sprachlichen Wissenssysteme aktiv und interaktiv ‚synchronisieren‘“ bzw. abgleichen. Synchronisierungsprozesse laufen bei der Interaktion zwischen zwei Menschen (Mikrosynchronisierung), bei der Interaktion in größeren Gruppen (Mesosynchronisierung) und bei der Interaktion zwischen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft mit der einzelsprachlichen Norm (Makrosynchronisierung) ab (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 29 ff.).

und regionalen Determinanten, gibt es aber auch noch andere, außersprachliche Faktoren, die Variation verursachen können. Beispielsweise beeinflussen Alter, Geschlecht oder Bildungshintergrund die sprachliche Ausdrucksweise (vgl. KELLERMEIER-REHBEIN 2014: 16). Deshalb betrachten SCHMIDT / HERRGEN (2011: 53) Varietäten in Zusammenhang mit der sozialen und individuellen Dimension des Nebenvollzugs der Sprecher/innen, da je nach Lebensphase und Situation auf ein individuelles, bisher erworbenes Sprachwissen zurückgegriffen wird:

Individuell-kognitiv sind Varietäten also durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens. Da es sich um in gleichgerichteten Synchronisierungsakten herausgebildetes gemeinsames sprachliches Wissen handelt, sind Varietäten immer auch sozial konstituiert. Daher definieren wir Varietäten sprachsozial als partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren. (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 51)

Die moderne Varietätenlinguistik nimmt also sprachliche Merkmalsveränderungen oder System- und Registerwechsel in den Blick, die mit außersprachlichen Faktoren korrelieren. In dieser Hinsicht spricht LÖFFLER (2016: 79) von Textexemplaren, „deren sprachliche[n] Merkmale in der Hauptsache von Redekonstellationstypen oder sozio-pragmatischen Bedingungen wie Individuum, Gruppe, Gesellschaft, Situation, Milieu oder Funktion geprägt sind“.

2.1.4 Das Dialekt-Standard-Kontinuum

Die Fähigkeit, verschiedene Varietäten zu beherrschen und diese „sozial-situativ“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 53) zu gebrauchen, wird als *innere Mehrsprachigkeit*⁸ bezeichnet (vgl. KELLERMEIER-REHBEIN 2014: 19). Es stellt sich die Frage, zwischen welchen Sprachformen Sprecher/innen innerhalb des deutschen Variationsspektrums wählen können. LÖFFLER (2016: 141) führt zwei varietätenspezifische Sprachübergänge an: der Übergang vom Basisdialekt in die Umgangssprache, die in einer dialektnahen oder standardnahen Form auftreten kann und der Übergang von der Umgangssprache in die Standardsprache. Dabei handelt es sich um ein „Sprach-Kontinuum“ (LÖFFLER 2016: 141). *Dialekte* werden als die „standardfernsten, lokal oder kleinregional verbreiteten Vollvarietäten“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 59) definiert und gelten als relativ komplex, da es verschiedene kleinregionale lexikalische Merkmale geben kann. Die *Standardsprache* hingegen gilt als überregional und wird als literale Norm für die Gesamtsprache Deutsch in amtlichen Rechtschreibregelungen bzw. Grammatiken festgehalten.

⁸ BUSCH (2017: 20) zufolge verfügt jedes Individuum über ein sprachliches Repertoire, „das jene Sprachen, Dialekte, Stile, Register, Codes und Routinen einschließt, die die Interaktion im Alltag charakterisieren [...] [und] die Gesamtheit der sprachlichen Mittel, die Sprecher_innen einer Sprechgemeinschaft zur Verfügung stehen, um (soziale) Bedeutungen zu vermitteln, [umfasst]“.

Während sie in schriftlicher Form nur ein geringes Maß an Variabilität erlaubt, sind im mündlichen Gebrauch durchaus nationale Differenzierungen möglich. Demnach wird die deutsche von der österreichischen und der Schweizer Oralisierungsnorm unterschieden, die wiederum je nach Region unterschiedlich ausfällt. Ebenso wie beim Dialekt handelt es sich auch bei der Standardsprache um eine Vollvarietät (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 59 ff.). Die *Regionalsprache* umfasst jene Varietäten, die „horizontal durch die Strukturgrenzen der Dialektverbände/-regionen und vertikal durch die Differenzen zu den nationalen Oralisierungsnormen der Standardvarietät“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 66) begrenzt sind. Nach wie vor wird untersucht, ob es neben dem Regiolekt, der als „standardabweichende Vollvarietät mit großregionaler Verbreitung“ zu definieren ist, noch weitere regionale Varietäten gibt (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 68).

2.2 Zweisprachigkeit in Kärnten

Das vorliegende Kapitel nimmt die zweisprachige Situation des an der Grenze zu Slowenien liegenden Bundeslandes Kärnten in den Blick. In einem kurzen historischen Rückblick soll veranschaulicht werden, warum Kärnten seit jeher zweisprachig ist und welche politischen, ethnischen und sprachlichen Konflikte damit einhergegangen sind bzw. damit einhergehen (z. B. „Ortstafelstreit“). Anschließend werden die Sprachvarietäten im (Kärntner-)Slowenischen erläutert. Da anzunehmen ist, dass zweisprachige Sprecher/innen zwischen Deutsch und Slowenisch innerhalb eines Redebeitrags wechseln, wird zu guter Letzt eine theoretische Auseinandersetzung mit der Sprachkontaktforschung forciert.

2.2.1 Ein historischer Überblick der zweisprachigen Situation Kärntens

Die Ursprünge der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten führen bis ins 6. Jahrhundert zurück, als nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches die Slawen in das Gebiet des heutigen Bundeslandes einwanderten und das slawische Fürstentum Karantanien gründeten. Im Jahre 976 wurde schließlich das Herzogtum Kärnten errichtet, das zunächst eigenständig war und später von den Habsburgern verwaltet wurde. Was nun die Zweisprachigkeit in Kärnten betrifft, wird davon ausgegangen, dass es seit der Gründung des Herzogtums zwei Sprachen gibt: damals Althochdeutsch und Karantanisch (ein Dialekt des Altslowenischen) – heute Deutsch und Slowenisch. Erst im 19. Jahrhundert als Folge des Nationalismus wurde aufgrund des Sprachgebrauchs zwischen zwei Völkern getrennt, was letztlich zum *Kärntner Abwehrkampf* führte (vgl. POHL 2017: 264). Die Volksabstimmung am 10. Oktober

1920⁹, von POHL (2017: 268) als „Schlüsseldatum der jüngeren Kärntner Geschichte“ bezeichnet, stellt schließlich einen historischen und sprachlichen Wendepunkt dar. Es ist davon auszugehen, dass vorwiegend „Windische“ – jene „Sprachslowenen“, die sich nicht zum slowenischen Volkstum bekannten, sondern als „deutschfreundlich“ und „kärntentreu“ galten¹⁰ – dafür verantwortlich sind, dass Kärnten in Österreich verblieben ist. Interessanterweise wird das „Windische“ auch heute noch bei der älteren Generation genutzt, um sich von den Kärntner Slowenen abzugrenzen. Und das obwohl sich diese beiden Gruppen in ihren Mundarten nicht unterscheiden. Damit wurde das „Windische“ vor allem in den 1920er Jahren zu einem Politikum, was in der so genannten „Windischen-Theorie“ mündete (vgl. POHL 2009: 121). Das Problem dabei war, dass sich „ethnische, sprachliche, bewusstseinsbildende und soziologische Kriterien miteinander vermengten“ (POHL 2009: 121) und sich die slowenischsprachige Bevölkerung in Kärnten seither in einem „Konflikt zwischen ethnischer Zugehörigkeit und politischer Zuordnung“ (SUPPAN 2004: 133) befand. Insofern kann der *Kärntner Ortstafelkonflikt* als eine späte Folge davon interpretiert werden (vgl. POHL 2017: 269). Schließlich hat die Diskussion um zweisprachige Ortstafeln die zweisprachige Situation und Politlandschaft in Kärnten sehr lange geprägt und ist auch heute noch Thema. POHL (2017: 280) führt dafür folgende Gründe an:

Weil sie einen hohen emotionalen und symbolischen Wert haben und zweisprachige Ortstafeln davon zeugen, dass es hier zwei Sprachgemeinschaften gibt, die beide Teil dieses Landes sind und zu seiner Eigenart beitragen. Das Namengut Kärntens reflektiert [...] ein Jahrhunderte langes gemeinsames Zusammenleben, das beide Sprachgemeinschaften verbindet, denn die slowenische Minderheit ist hier seit eh und je heimisch. Somit erzeugen zweisprachige Ortstafeln, Aufschriften, Schulunterricht usw. für diese das Gefühl in ihrer Heimat, in der gemeinsamen Heimat mit der Mehrheitsbevölkerung zu leben [...].

Demnach geht es hier keinesfalls um territoriale Ansprüche, wie sie in der Vergangenheit gestellt wurden, sondern um ein zu tiefst emotionales Grundbedürfnis. Wenn die Muttersprache der slowenischen Minderheit neben privaten Angelegenheiten auch in öffentlichen Belangen eine Rolle spielt, ist damit unweigerlich das Gefühl verbunden, in Kärnten mit der deutschsprachigen Mehrheit gemeinsam beheimatet zu sein (vgl. POHL 2017: 280).

⁹ Die von den SHS-Truppen besetzten Teile Südkärntens führten im Zuge der Friedensverhandlungen von St. Germain zu einer Volksabstimmung, die darüber entscheiden sollte, ob die slowenisch besiedelten Gebiete Kärntens weiterhin zu Österreich oder fortan zu Jugoslawien gehören sollten (vgl. BOGATAJ 1989: 62 f.).

¹⁰ Auch heute noch wird zwischen „bewussten Slowenen“ und „Windischen“ unterschieden. Erstere gelten als Kärntner Slowenen, die in allen Situationen, in denen es möglich scheint, Slowenisch sprechen. Letztere hingegen sprechen nur in privaten Situationen Slowenisch und gelten als assimiliert (vgl. BOECKMANN 1988: 104).

2.2.2 Deutsch als „erste“, Slowenisch als „zweite“ Landessprache

Grundsätzlich fungiert in Österreich die deutsche Sprache als Amtssprache, da sie als „Staatsprache“ in der Verwaltung, im Bildungswesen und anderen Bereichen der Öffentlichkeit verwendet wird. Der Begriff *Landessprache* betrachtet hingegen den Sprachgebrauch der Bevölkerung nicht aus rechtlicher, sondern aus sprachwissenschaftlicher Sicht (vgl. POHL 2017: 271). Wenn nun aber im öffentlichen Bereich die Amtssprache Deutsch verwendet und das Slowenische in den privaten Bereich verdrängt wird, kann dies zu einem enormen Assimilierungsdruck der slowenischsprachigen Minderheit führen (vgl. GRDINA / STABEJ 2002: 495). Deshalb wird in Kärnten im sogenannten Volksgruppengesetz festgehalten, dass in den entsprechenden Regionen die slowenische Sprache zusätzlich als Amtssprache verwendet werden kann. Dass auch das Slowenische den Status einer offiziellen Sprache hat, zeigt sich hier vor allem im Schulwesen. Als Beispiel kann das slowenische Gymnasium in Klagenfurt oder die Möglichkeit des zweisprachigen Unterrichts in Volksschulen genannt werden. Darüber hinaus führen viele Ortschaften der Bezirke Hermagor, Klagenfurt-Land, Villach-Land und Völkermarkt einen deutschen und slowenischen amtlichen Namen (vgl. POHL 2017: 272 f.). Allerdings wird die zweisprachige Situation in Kärnten sehr unterschiedlich bewertet. Auch wenn in der Landesverfassung die sprachliche Gleichberechtigung der slowenischen Minderheit garantiert wird, verläuft die Verwirklichung der Sprachenrechte nicht immer optimal (vgl. GRDINA / STABEJ 2002: 507).

2.2.3 Sprachvarietäten im (Kärntner-)Slowenischen

Da davon auszugehen ist, dass die Einteilung in Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache nicht nur auf den deutschen Sprachraum zutrifft, wird auch im Slowenischen ein derartiges Variationsspektrum angenommen (vgl. LIPAVIC OŠTIR 2017: 59). Die Standardsprache erfüllt dabei wie im Deutschen die Funktion der „Überdachung“ (AMMON 1995: 2) und wird im gesamten slowenischsprachigen Raum in schriftlicher Form verwendet. Neben der Standardsprache existieren TOPORIŠIČ (2000) zufolge substandardsprachliche Varietäten, die in mündlicher Form auftreten und als „Umgangssprache“ (vgl. LIPAVIC OŠTIR 2017: 60) bezeichnet werden. Diese können im slowenischen Sprachraum je nach Region (z. B. Ljubljana, Maribor, Koper) sogar als Standardsprache fungieren. Allerdings sind die umgangssprachlichen Varietäten im Slowenischen noch relativ unerforscht, da sich soziolinguistische Studien vorwiegend mit der Untersuchung von Dialekten beschäftigt haben. Erst seit den letzten Jahren interessiert sich die Forschung auch für den großräumigen regionalen Sprachgebrauch, da er die alltägliche Sprachsituation der Sprecher/innen am ehesten widerspiegelt. Schließlich lernen die Sprecher/innen zunächst eine dialektale oder umgangssprachliche Varietät des Slowenischen und erst mit

Schuleintritt die Standardsprache. Dennoch genießt letztere ein höheres Ansehen als substandardsprachliche Varietäten, wobei sich auch Dialekte hinsichtlich ihres Prestiges unterscheiden. So konnte in sprachwissenschaftlichen Studien festgestellt werden, dass die zentralslowenischen Dialekte positiver bewertet werden als die aus dem Osten oder dem Westen des Landes (vgl. LIPAVIC OŠTIR 2017: 60 f.).

Grundsätzlich unterscheidet die slowenische Dialektologie zwischen sieben Dialektgruppen (vgl. GRDINA / STABEJ 2002: 499). Zu der Gruppe „Koroška skupina“ (POHL 2009: 119) werden die kärntnerslowenischen Dialektformen gezählt.¹¹ Dazu gehört zweifellos auch der windische Dialekt. POHL (2017: 267) zufolge handelt es sich um ein weit verbreitetes Stereotyp, dass Windisch eine vom Slowenischen unabhängige Sprache ist.¹²

Weit verbreitet ist die Ansicht, die Sprache der „Windischen“, *Windisch*, sei eine deutsch-slowenische Mischsprache, die mit der „landfremden“ slowenischen Schriftsprache nichts zu tun habe – eine kühne Behauptung, ist es doch in zweisprachigen Regionen und Gesellschaften die Regel, dass die bodenständige Volkssprache von der überregionalen Staats- und/oder Verkehrssprache massenhaft Lehnwörter und Einflüsse bezieht. Entscheidend ist aber die Grammatik: die Grammatik des „Windischen“ ist die slowenische, identisch sind auch Hilfswörter und Grundwortschatz. (POHL 2017: 267)

Des Weiteren macht POHL (2017: 267) darauf aufmerksam, dass es aus linguistischer Sicht in einer zweisprachigen Gesellschaft ganz natürlich ist, wenn es zu gegenseitigen Einflüssen der Sprachen kommt. Dabei sollte keinesfalls zwischen den Sprachen ob ihrer regionalen Verbreitung gewertet werden. Letztlich sind sowohl die deutsche als auch die slowenische Sprache als ein Teil des kulturellen Erbes Kärntens zu betrachten. In Kärnten scheint diesbezüglich für Windisch kein Platz zu sein, da es als „Mischsprache“ lediglich an einzelne Personen oder Familien und nicht an eine ethnische Gruppe gebunden ist (vgl. POHL 2017: 268). Während also in den slowenischen Siedlungsgebieten in Kärnten sehr unterschiedliche kärntnerslowenische Dialektformen auftreten, spielt die slowenische Standardsprache eine eher untergeordnete Rolle. Daher werden im öffentlichen und medialen Bereich, im Theater und der Literatur vor allem substandardsprachliche Varietäten verwendet (vgl. GRDINA / STABEJ 2002: 500).

¹¹ Diese werden POHL (2009: 119 f.) zufolge wiederum in vier verschiedene Regionen unterteilt. Die subjektiven Dialektkonzeptionen der Sprecherinnen, die in der vorliegenden Arbeit untersucht werden, beziehen sich auf den „Rosentaler Dialekt – Rožansko narečje (im Rosental entlang der Drau, etwa von Villach bis östlich von Ferlach samt den Gebieten nördlich und südlich davon)“.

¹² Sprecher/innen, die sich bewusst als Kärntner Slowenen bezeichnen, können den Ausdruck „Windisch“ für das Slowenische nicht akzeptieren. Umgekehrt ziehen Sprecher/innen, die sich nicht als Kärntner Slowenen sehen, diesen Begriff vor (vgl. BOECKMANN 1988: 85).

2.2.4 Sprachkontakt als Ergebnis einer zweisprachigen Gesellschaft

Mit der zweisprachigen Situation in Kärnten stellt sich unweigerlich die Frage nach dem Sprachkontakt zwischen Deutsch und Slowenisch. Im Mittelpunkt des Interesses der Sprachkontaktforschung steht der Umstand, dass die Verwendung mehrerer Sprachen und Varietäten innerhalb einer Sprachgemeinschaft zu Veränderungen in den beteiligten Sprachsystemen führt (vgl. RIEHL 2014: 12). BECHERT / WILDGEN (1991: 1) definieren den Begriff *Sprachkontakt* wie folgt:

Zwei oder mehr Sprachen stehen in Kontakt miteinander, wenn sie in derselben Gruppe gebraucht werden. Dazu ist es nicht notwendig, daß jedes einzelne sprechende Individuum, das zu dieser Gruppe gehört, alle diese Sprachen spricht oder versteht. Der Ort des Sprachkontakts ist damit die Gruppe im ganzen.

Davon zu unterscheiden ist der Begriff *Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit*, der nicht die am Sprachkontakt beteiligten Sprachen bezeichnet, sondern die Eigenschaften der Sprecher/innen(-gruppen) unterstreicht (vgl. BECHERT / WILDGEN 1991: 1 f.; RIEHL 2014: 12). RIEHL (2014: 12) ergänzt die oben angeführte Definition um einen weiteren Aspekt:

Unter Sprachkontakt versteht man [...] die wechselseitige Beeinflussung von zwei oder mehreren Sprachen. Dabei gibt es zwei Richtungen: einmal den Einfluss der Erstsprache (im Sinne der zuerst gelernten Sprache) auf die Zweitsprache und zum anderen den Einfluss der Zweitsprache auf die Erstsprache. In Lernsituationen ist ersteres der Fall, in mehrsprachigen Gesellschaften meist die zweite Möglichkeit.

Demnach führt Sprachkontakt zu einer gegenseitigen Einflussnahme der beteiligten Sprachen und zu Veränderungen des Sprachgebrauchs, die sich sowohl individuell als auch kollektiv bei den Sprecher/innen einer zwei- oder mehrsprachigen Gesellschaft zeigen. Damit es zum Sprachkontakt kommt, ist es wie bereits erwähnt nicht notwendig, dass jedes einzelne Mitglied der Sprachgemeinschaft alle Sprachen spricht. Allerdings sind Sprachkontakterscheinungen am häufigsten dort anzutreffen, wo Sprecher/innen zwei- oder mehrsprachig aufwachsen (vgl. RIEHL 2014: 12 f.).

Da Sprachkontakt aber nicht nur zwischen zwei oder mehreren Sprachen, sondern auch zwischen einzelnen Varietäten ein und derselben Sprache stattfinden kann, wird auch von „Varietätenkontakt“ (RIEHL 2014: 12) gesprochen. Hier nimmt in der Regel der Dialekt die Rolle der Erstsprache und die Standardsprache die Rolle der Zweitsprache ein. Die Ergebnisse des Kontakts, eine wechselseitige Beeinflussung der Varietäten und damit einhergehende Veränderungen im Sprachgebrauch der Sprecher/innen, bleiben dabei dieselben (vgl. RIEHL 2014: 12).

Abschließend ist noch zu klären, wie sich Sprachkontakt auf die individuellen Sprachäußerungen der Sprecher/innen einer Sprachgemeinschaft auswirkt. Eine weit verbreitete Möglichkeit der Sprachmischung ist das *Code-Switching* (vgl. RIEHL 2014: 21) bzw. *Code-Shifting* (vgl. LÖFFLER 2016: 126), wo innerhalb einer Äußerung von einer Sprache/Varietät in die andere gewechselt wird (vgl. BECHERT / WILDGEN 1991: 2 f.; RIEHL 2014: 21).¹³ Beim Wechsel zwischen zwei Sprachen wird eine Phrase oder ein Teilsatz von der Erstsprache in die Zweitsprache übernommen oder umgekehrt. Eine andere Form des Code-Switchings stellt die *Ad-hoc-Übernahme* dar, wo lediglich ein Wort in einer anderen Sprache geäußert wird. Allerdings muss es sich dabei um eine spontane Äußerung handeln. Denn ist es bereits ein fester Bestandteil des Lexikons, wird es als Lehnwort bezeichnet (vgl. RIEHL 2014: 22). In ihren Aufnahmen von Alltagssituationen aus einem zweisprachigen Kindergarten und von Schulstunden aus zwei verschiedenen zweisprachigen Volksschulen konnten BUSCH / DOLESCHAL (2008: 17) im Rahmen ihres Forschungsprojekts „Mehrsprachigkeit in Kärnten heute“ feststellen, dass es nur sehr selten zum Code-Switching und zur Ad-hoc-Übernahme kommt. Wenn in ihrem Material bei den beobachteten Sprecher/innen ein Codewechsel aufgetreten ist, dann nur in Abhängigkeit von der Sprache der Kommunikationspartner/innen. Folgende Abbildung führt je ein Beispiel für den Sprachkontakt Deutsch-Slowenisch an:

Bsp.: Code-Switching	Bsp.: Ad-hoc-Übernahme
Sar: nina ambart <i>untern tisch</i> pokvoj	Na: lerarca Ka: aj pa Na: jaz si tud želim <i>schwimmbecken</i> an tak vele Ka: <i>schwimmbecken</i> (.) zdaj?

Abb. 1: Beispiel Sprachkontakt Deutsch-Slowenisch. Quelle: BUSCH / DOLESCHAL 2008: 17 f.

Die hier angeführten Codewechsel treten vor allem bei Sprecher/innen aus Sprachminderheiten relativ häufig auf. Hauptsächlich wird deshalb ins Deutsche gewechselt, weil die Sprecher/innen Schwierigkeiten haben, das, was sie sagen wollen, auf Slowenisch auszudrücken (vgl. RIEHL 2014: 27). Darüber hinaus kommt es bei zwei- oder mehrsprachigen Sprecher/innen des Öfteren zum situativen Code-Switching, d.h. die Sprache wird je nach Kommunikationspartner/in, Ort und Thema der Kommunikation gewechselt. Dem konversationellen Code-Swit-

¹³ *Code-Switching* meint den „Wechsel der Varietät innerhalb einer Sprache“ und *Code-Shifting* den „Wechsel zwischen zwei Sprachen“ (LÖFFLER 2016: 126). Allerdings werden diese beiden Varianten des Codewechsels häufig unter dem Begriff *Code-Switching* zusammengefasst (BUSCH 2017; RIEHL 2014).

ching hingegen liegt die Absicht zugrunde, einen kommunikativen Effekt zu erzielen. Beispielsweise wird in eine andere Sprache gewechselt, weil ein wörtliches Zitat gebraucht wird. Allerdings bedienen sich nicht nur zwei- oder mehrsprachige Sprecher/innen dieser zwei Varianten des Code-Switchings, sondern auch einsprachige Sprecher/innen, wenn sie zwischen verschiedenen Varietäten wechseln (vgl. RIEHL 2014: 25 f.). Weitere Wirkungen des Sprachkontakts stellen die *Transferenz*, „die Übertragung aus der einen in die andere Sprache/Varietät“ (BECHERT / WILDGEN 1991: 3), der *Sprachverlust*, wenn eine der beiden oder mehrere Sprachen/Varietäten zugunsten der anderen aufgegeben wird bzw. werden, und die *Diglossie*, eine stabile Form der Zwei- oder Mehrsprachigkeit, dar. Letzteres meint eine situationsbedingte Verteilung der Sprachen/Varietäten (vgl. BECHERT / WILDGEN 1991: 3 f.).¹⁴ Darüber hinaus kann Sprache als Mittel fungieren, seine Identität und Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe auszudrücken. Wenn Sprecher/innen an einer Sprache/Varietät festhalten, wird von *Sprachloyalität* gesprochen. Da Entscheidungen der Sprachwahl/Varietätenwahl aber nicht nur von der Situation und den Kommunikationspartner/innen abhängig sind, sondern vor allem mit Wertungen der eigenen Sprache/Varietät einhergehen, wird es notwendig sein, sich mit den Spracheinstellungen der Sprecher/innen auseinanderzusetzen (vgl. BECHERT / WILDGEN 1991: 4 f.).

2.3 Sprache und Einstellungen

Der folgende Abschnitt behandelt die Einstellungen und „subjektiven Theorien“ (GÜTTLER 2003: 102 [im Original Fettdruck]) der Sprecher/innen bezüglich Sprachen und Sprachvarietäten. Die Verfahren der empirischen Sozialforschung und der Soziolinguistik haben sich hier in den letzten Jahren enorm weiterentwickelt, um Meinungen und (Vor-)Urteile über das eigene sprachliche Verhalten und das anderer zu erheben (vgl. LÖFFLER 2016: 42). Insofern bildet dieser Abschnitt den theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit. Im Zentrum des Forschungsinteresses steht die Frage nach den subjektiven Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten. Es ist davon auszugehen, dass die subjektiv konzipierten Sprachformen der Sprecher/innen unweigerlich mit Vorurteilen, Stereotypen sowie positiven (*Prestige*) und negativen (*Stigma*) Bewertungen einhergehen. Daher erweist sich die Frage nach der „sozialen Bedeutung“ von Sprachen/Varietäten als eine äußerst

¹⁴ Wenn der Gebrauch von Sprachen/Varietäten in einer Sprachgemeinschaft geregelt ist und nicht jede Sprache/Varietät in jeder Situation verwendet werden kann, wird von *Diglossie* gesprochen. Dabei findet zumeist eine Verteilung auf die Bereiche Familie, Freunde, Arbeitsplatz und Institutionen statt (vgl. RIEHL 2014: 16).

wichtige. Letztlich vor allem deswegen, weil Spracheinstellungen den Sprachgebrauch der Sprecher/innen beeinflussen.

Bevor jedoch näher auf den Komplex *Spracheinstellungen* und die Problematik subjektiver Sprachdaten sowie auf eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Spracheinstellungserwerb und der Spracheinstellungsmessung eingegangen wird, scheint es sinnvoll, zunächst einen allgemeinen Blick auf Einstellungen zu werfen und mit einer Begriffsbestimmung zu beginnen. Da im anglo-amerikanischen Raum bevorzugt von *attitude* die Rede ist, wird der Begriff *Einstellung* oftmals mit dem Begriff *Attitüde* gleichgesetzt (vgl. GÜTTLER 2003: 98; LÖFFLER 2016: 42). In Anlehnung an NOLTING / PAULUS (1993) „sind das soziale Verhalten und soziale Handlungen das Ergebnis von inneren Zuständen (u.a. Kognitionen, Wahrnehmungen, Bewertungen), die als Einstellung bzw. Verhaltensdisposition oder Handlungstendenzen bezeichnet werden“ (GÜTTLER 2003: 101). Demnach sind Einstellungen als „hypothetische Konstrukte“ (GÜTTLER 2003: 101 [im Original Fettdruck]) zu verstehen, die sich einer direkten Beobachtung entziehen und nur indirekt über das Verhalten eines Menschen zum jeweiligen Einstellungsobjekt erschlossen werden können. Die Sozialpsychologie geht davon aus, dass das Wissen und die Gefühle gegenüber Einstellungsobjekten in sogenannten „Schemata“ (GÜTTLER 2003: 102 [im Original Fettdruck]) gespeichert sind. GÜTTLER (2003: 102) führt dies folgendermaßen aus:

Einstellungen sind dann, so gesehen, relativ beständige Bezugssysteme, an denen Sachverhalte, Ereignisse gemessen und beurteilt werden und an denen sich Personen orientieren. Dabei wird eine relative Zeit- und Situationsstabilität vorausgesetzt. Information, die mit dem Einstellungsschema konsistent ist, wird besser gemerkt als irrelevante Information. Dies kann auch für Informationen zutreffen, die zu einer gegebenen Einstellung in Widerspruch stehen – mir ihr inkonsistent sind. Durch Neuinterpretation oder durch eine intensive kognitive Auseinandersetzung werden diese oftmals an das Einstellungsschema angepaßt.

2.3.1 Zur Struktur von Einstellungen

Nach ROSENBERG / HOVLAND (1960) lassen sich drei Einstellungskomponenten unterscheiden, die GÜTTLER (2003: 103) zufolge „als ein System oder als ein Netzwerk bezüglich eines spezifischen Einstellungsobjekts aufgefaßt werden“ können. Die *kognitive Komponente* bezieht sich auf das subjektive Wissen über ein Einstellungsobjekt, beinhaltet also Meinungen und Vorstellungen. Hingegen umfasst die *affektive Komponente* Gefühlen und Bewertungen in Hinblick auf ein Einstellungsobjekt. Die *konative Komponente* besteht aus Verhaltenstendenzen und der Bereitschaft zum Handeln. Wenn die drei Komponenten untereinander stimmig sind, spricht man von stabilen Einstellungen. Bei geringer Konsistenz handelt es sich um ambivalente Einstellungen, die aufgrund ihrer Instabilität leichter beeinflussbar sind (vgl. GÜTTLER 2003: 103 f.).

Die *Einstellungsmessung* betrachtet die Einstellungskomponenten als drei mögliche Reaktionsarten auf ein Einstellungsobjekt, die auf zugrundeliegende Einstellungen schließen lassen. CASPER (2002: 30 f.) nennt in Bezug auf die *Spracheinstellungsmessung* folgende Beispiele: Die kognitive Komponente wird über jene Äußerungen erfasst, die die Gewährspersonen über den Nutzen, die Bedeutung und Funktion zu einer Sprache oder Sprachvarietät tätigen. Im Gegensatz dazu wird die konative Komponente über Aussagen zur Bereitschaft einer sprachbezogenen Handlung erhoben. Diesbezüglich scheint die Frage, wie Sprecher/innen ihre Kinder sprachlich sozialisieren¹⁵, sehr aufschlussreich. Bei der affektiven Komponente geht es um die Leidenschaft zu einer Sprache. Allerdings zieht das *Dreikomponentenmodell* eine Reihe von Nachteilen mit sich, denn häufig kann zwischen einer kognitiven und konativen Reaktion nur unscharf getrennt werden und dieselben Einstellungen können in unterschiedlichen Situationen zu einem jeweils anderen Verhalten führen (vgl. CASPER 2002: 31).

In Abgrenzung dazu steht das *Einkomponentenmodell* von FISHBEIN / AJZEN (1975), die Einstellungen als gelernte Verhaltensdisposition definieren. Demnach lernt ein Individuum auf ein bestimmtes Einstellungsobjekt konstant positiv oder negativ zu reagieren (vgl. GÜTTLER 2003: 102). Folglich ist die affektive Komponente für Einstellungsmessungen entscheidend, da sie die Überzeugungen hinsichtlich eines Einstellungsobjekts mit den damit in Verbindung stehenden Meinungen und Verhaltensabsichten offenbart (vgl. CASPER 2002: 32). Allerdings ist an dieser Stelle anzumerken, dass sich Einstellung und Verhalten durchaus widersprechen können und dass das menschliche Verhalten nicht nur von Einstellungen bestimmt wird. Der Einfluss sozialer Normen oder des sozialen Gruppendrucks darf keinesfalls unterschätzt werden (vgl. GÜTTLER 2003: 104).

2.3.2 Zur Funktion von Einstellungen

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Interesse an funktionalen Einstellungstheorien zunehmend verstärkt. GÜTTLER (2003: 105) weist darauf hin, dass funktionale Ansätze die Bedürfnisbefriedigung in den Vordergrund stellen. KATZ et al. (1960) unterscheidet zwischen vier Einstellungsfunktionen: die Nützlichkeits- oder Anpassungsfunktion, die Wissensfunktion, die Ichverteidigungsfunktion und die expressive Funktion. Der Mensch strukturiert seine Einstellungen nach persönlichem Nutzen und ist darum bemüht, Nachteile zu vermeiden und Belohnungen zu ergattern. Darüber hinaus fungieren Einstellungen als Handlungsanweisungen und

¹⁵ *Sozialisation* wird von HUFSCHMIDT / MATTHEIER (1981: 57) als „Weitergabe von Sozialhandlungsmustern“ im Rahmen der Erziehung definiert.

stellen Orientierungshilfen dar, um sich in der sozialen Umwelt zurechtzufinden. Auch hinsichtlich seiner Wahrnehmungen wird der Mensch von Einstellungen beeinflusst und tendiert sogar dazu, Informationen, die seinen Einstellungen zuwiderlaufen, zu vermeiden. Des Weiteren können Einstellungen als Abwehrmechanismen (z. B. Verdrängung) fungieren und Ängste oder negative Gefühle unterdrücken. Letztlich motivieren Einstellungen aber auch dazu, nach seinen eigenen Überzeugungen und Werten zu handeln. Dies fördert den Aufbau einer persönlichen und sozialen Identität (vgl. GÜTTLER 2003: 105). CASPER (2002: 38) zufolge spielt der funktionale Ansatz bei empirischen Untersuchungen zu Spracheinstellungen eine entscheidende Rolle. Beispielsweise wird der Dialekt im Berufsleben tendenziell als negativ empfunden, während er im familiären Bereich positiv bewertet wird. Dies wirkt sich unweigerlich auf das Verhalten aus, indem sich Individuen an ihre Umgebung sprachlich anzupassen versuchen (Anpassungsfunktion) (vgl. CASPER 2002: 39 f.).

2.3.3 Spracheinstellungen und die sprachwissenschaftliche Einstellungsforschung

CASPER (2002: 47) macht darauf aufmerksam, dass „in den meisten soziolinguistischen Arbeiten [...] in der Regel allgemeine Einstellungsdefinitionen auf Spracheinstellungen mit geringfügigen Ergänzungen übertragen [werden]“. Einstellungsdefinitionen werden zu Spracheinstellungsdefinitionen umgewandelt oder die Funktion von Einstellungen wird hinsichtlich des Sprachverhaltens erklärt (vgl. CASPER 2002: 47). Ein Definitionsversuch, der insbesondere Einstellungen zur Sprache bzw. Attitüden in den Blick nimmt, ist folgender:

Spracheinstellungen stellen das subjektive Korrelat zur sprachlichen Variation [...] dar. Vergegenständlicht als soziale Normen stellen sie entscheidende Steuerungsfaktoren für die Varietätenwahl und das Sprachverhalten in Situationen dar. (DITTMAR 1996: 2)

Demnach sind Einstellungen dafür verantwortlich, dass wir Varietäten situationsabhängig gebrauchen. Hier schließt sich der Kreis zum bereits oben definierten Konzept des Sprachwissens. Allerdings enthält die Begriffsbestimmung von DITTMAR (1996) keine näheren Angaben über das Einstellungsobjekt. Für die Einstellungsmessung wird es aber notwendig sein, die Einstellung zum Objekt *Sprache* genauer festzulegen. Spracheinstellungsobjekte können zum Beispiel einzelne Varietäten, Sprachstile, Akzente ebenso der Spracherwerb oder der Sprachgebrauch sein (vgl. CASPER 2002: 49). Dabei gilt es zu unterscheiden, ob die „Einstellung zu einer Sprache“ oder die „Einstellung zu den Sprechern dieser Sprache“ (CASPER 2002: 50) untersucht wird. In der Spracheinstellungsforschung wird hier meistens nicht getrennt, da es wie im Fall des Dreikomponentenmodells oft auch gar nicht möglich ist (vgl. CASPER 2002: 51).

SCHMIDT / HERRGEN strukturieren Spracheinstellungen nach dem Modell von ROSENBERG / HOVLAND (1960) und analysieren Spracheinstellungen in Bezug auf drei Aspekte: Zur affektiven Komponente gehört die emotionale Bewertung von Sprachen und Varietäten in Prestige und Stigma. Die kognitive Komponente umfasst das subjektive Sprachwissen, durch welches die Sprecher/innen varietätenspezifische Unterschiede sowohl bezeichnen als auch bewusst in Abhängigkeit der Interaktionsbedingungen einsetzen können. Und aus dem affektiven und kognitiven Aspekt ergibt sich schließlich die konative Komponente, die auf entsprechende Handlungsabsichten schließen lässt (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 78). Dabei erweist sich vor allem die Frage nach den subjektiv konzipierten Sprachformen linguistischer Lai/innen als äußerst interessant:

Die Analyse der subjektiven Register umfasst neben den relativen Bezeichnungen für laien-sprachliche Kategorien („Platt“, „schlechtes Hochdeutsch“, ...) auch die Erhebung der für die Sprecher konstitutiven und salienten Merkmale einer Varietät bzw. Sprechlage. (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 78)

Dem Begriff der *Salienz* kommt in der Spracheinstellungsforschung eine zentrale Rolle zu. LENZ (2010: 94) versteht darunter „die kognitive Auffälligkeit eines sprachlichen Merkmals [...] in dem Sinne, dass ein sprachliches Element aus seinem Kontext hervorgehoben wird und dadurch dem Sprachbewusstsein leichter und schneller zugänglich ist als nicht-saliente Varianten“. In der Soziolinguistik wird das Konzept der Salienz vor allem dafür eingesetzt, um Sprachwandelprozesse sichtbar zu machen (vgl. SPIEKERMANN 2010: 222).

2.3.4 Vorurteil, Stereotyp und Prestige/Stigma

Die sprachwissenschaftliche Einstellungsforschung geht davon aus, dass Spracheinstellungen soziale Einstellungen gegenüber Sprecher/innen(-gruppen) sind und damit unweigerlich mit Vorurteilen und Stereotypen in Verbindung stehen (vgl. CASPER 2002: 57). G. WATSON (1947) definiert *Vorurteile* als „Urteile bzw. Aussageformen über Personen und Personengruppen, die falsch, voreilig, verallgemeinernd und klischeehaft sind, nicht an der Realität überprüft wurden, meist eine extrem negative Bewertung beinhalten und stark änderungsresistent [sind]“ (GÜTTLER 2003: 111). Dabei wird vor allem die affektive Komponente angesprochen, die zu einer emotionalen Abwertung des Einstellungsobjekts führen kann (vgl. GÜTTLER 2003: 112). *Stereotype* hingegen entspringen der kognitiven Komponente und beziehen sich LIPPMANN (1922) zufolge auf Informationen, die wir über die soziale Welt haben und die weder wahr noch falsch sind. Demnach handelt es sich hier um ein kognitives Schema, dass die soziale Umwelt vereinfacht darstellt und dem Menschen als Orientierungshilfe dient. Stereotype sind subjektiv und

fehlerhaft und zugleich äußerst stabil. Jene innerhalb der eigenen Gruppe (Insider) sind Auto-stereotype und jene außerhalb der eigenen Gruppe (Outsider) sind Heterostereotype (vgl. GÜTT-
LER 2003: 113). Was die Funktion von Vorurteilen und Stereotypen betrifft, lässt sich sagen,
dass sie vorwiegend zur Aufwertung der eigenen Gruppe und zur Abgrenzung von anderen
Gruppen dienen (vgl. CASPER 2002: 60; GÜTTLER 2003: 114). Für die Spracheinstellungsfor-
schung wird also die Frage relevant sein, welche Bedeutung Vorurteile und Stereotype hinsicht-
lich des Sprachverhaltens haben (vgl. CASPER 2002: 62).

Des Weiteren gilt es bei Spracheinstellungen auf die subjektiven Bewertungskategorien *Pres-
tige* und *Stigma* zu verweisen. Diese werden von STRASSER / BRÖMME (2004: 412) wie folgt
beschrieben:

Prestige ist gewöhnlich gleichbedeutend mit sozialem Ansehen, sozialer Geltung oder Wert-
schätzung, während Stigma sich auf diskreditierende Eigenschaften von Personen bezieht, die
in zwischenmenschlichen Beziehungen zur Geltung kommen. Prestige bezeichnet also die
Wertschätzung, die einer Person oder Gruppe aufgrund von positiv bewerteten Eigenschaften,
wie berufliche Position oder Clubmitgliedschaft, entgegengebracht wird. Mit Stigma wird hin-
gegen die degradierte Stellung einer Person bezeichnet, die durch negative Bewertung eines
oder mehrerer Merkmale zustandekommt.

Demzufolge drücken sich Prestige und Stigma als Fremdeinschätzung von Sprecher/innen(-
gruppen) entweder in Anerkennung oder Verachtung aus. Bewertet werden sowohl individuelle
als auch soziale Merkmale wie Herkunft, Beruf, Bildung oder Lebensstil (vgl. STRASSER /
BRÖMME 2004: 412 f.). Auch der Sprachgebrauch wird in Abhängigkeit von den Interaktions-
bedingungen bewertet und die Fähigkeit, Gespräche führen und Gesprächsinhalte vermitteln zu
können, wird vor allem bestimmten Berufsgruppen zugeschrieben. Eine entscheidende For-
schungsfrage im Bereich sprachwissenschaftlicher Einstellungsuntersuchungen wird daher
sein, wer mit wem worüber wie spricht (vgl. STRASSER / BRÖMME 2004: 414).

2.3.5 Laiendialektologie und die Problematik subjektiver Sprachdaten

Was wissen linguistische Lai/innen über Sprache und welche Einstellungen haben sie gegen-
über Sprachvarietäten?¹⁶ Mit diesen Fragen beschäftigt sich die *Laiendialektologie*, die in den
vergangenen Jahren zu einem zentralen Forschungsinteresse der Soziolinguistik wurde (vgl.
SPIEKERMANN 2010: 221). Sie befasst sich mit dem Alltagswissen von linguistischen Lai/innen
und untersucht deren Sprachkonzepte und die damit verbundenen Vorstellungen. Da mit der

¹⁶ HUNDT (2011: 79) zufolge „ist [es] eine altbekannte Tatsache, dass die Laienbezeichnungen von Dialekten nicht mit Expertenbezeichnungen übereinstimmen“.

Bewertung von Sprachen und Varietäten auch immer die Bewertung ihrer Sprecher/innen einhergeht, spielen eben hier Vorurteile und Stereotype sowie Prestige und Stigma eine entscheidende Rolle (vgl. PLEWNIA / ROTHE 2012: 11 f.). Neben den Einstellungen und Bewertungen von Dialekten werden auch Untersuchungen zu Dialektbenennungen, zum Dialektgebrauch sowie zu Dialektgrenzen und -verortungen durchgeführt. In ihrer noch jungen Geschichte wurde die Laiendialektologie allerdings mehrmals kritisiert, dass es ihr an Wissenschaftlichkeit fehle (vgl. SPIEKERMANN 2010: 221). Da sie auf die Erhebung subjektiver Sprachdaten abzielt, operiert die sprachwissenschaftliche Einstellungsforschung vor allem mit zweierlei Problemen. Zum einen wird ihr vorgeworfen, dass die Aussagen der Gewährspersonen zur individuellen Wahrnehmung von Sprache nicht objektiv überprüfbar sind (vgl. SPIEKERMANN 2010: 221), und zum anderen würden die Gewährspersonen nicht über die notwendigen Begrifflichkeiten verfügen, um ihre Sprachvarietäten beschreiben zu können (vgl. PLEWNIA / ROTHE 2012: 9; CUONZ 2014: 60, SPIEKERMANN 2010: 222). In ihrem alltagsweltlichen Sprachwissen unterscheiden Sprecher/innen zwar zwischen *Dialekt* und *Standard*, aber über Varietäten, die sich innerhalb dieses Kontinuums befinden, liegt kaum ein Sprachbewusstsein vor (vgl. MATTHEIER 1994: 416 f.). Das Konzept *Umgangssprache* scheint für Gewährspersonen nur ansatzweise zu existieren und geht oft mit den Vorstellungen einer „Mischsprache“ (MATTHEIER 1994: 417) einher. SPIEKERMANN (2010: 222) beschreibt das Problem laiendialektologischer Untersuchungen wie folgt:

Interessiert man sich jedoch für den Sprachgebrauch von Individuen, für deren Wissen und den Einfluss der Salienz auf ihren Sprachgebrauch, sind konkrete Forschungsergebnisse nach wie vor schwierig zu erzielen. Auch laiendialektologische Untersuchungen kommen hier häufig an ihre Grenzen [...]. Es ist nach wie vor ein methodisches Problem, linguistische Laien über typische Dialektmerkmale zu befragen, da fehlendes Fachvokabular und Unbewusstheit der Merkmale diesem entgegen stehen.

Darüber hinaus macht MATTHEIER (1994: 420) darauf aufmerksam, dass subjektive Erhebungen von ehrlichen Aussagen der Gewährspersonen und von dem Zustand, dass interviewende und interviewte Person über denselben Gegenstand sprechen, abhängig sind.¹⁷ Es stellt sich also die Frage, weshalb sich die sprachwissenschaftliche Einstellungsforschung trotz der Problematik subjektiver Sprachdaten zunehmend für das Sprachwissen linguistischer Lai/innen interessiert. Der Hauptgrund liegt darin, dass bei der Erhebung objektiver Sprachdaten Sprecher/innen in alltäglichen und mehr oder weniger offiziellen Sprachsituationen aufgezeichnet werden und differenzierte dialektsoziologische Ergebnisse daher nur in einem sehr geringen Ausmaß zu

¹⁷ Demnach gilt es auf die Bezeichnung der einzelnen Varietäten und deren zugrundeliegende „soziale Bedeutung“ zu achten, da Sprecher/innen je nach Region zwischen „Dialekt und Mundart“ oder „Hoch- und Standardsprache“ differenzieren und unterschiedlich bewerten (vgl. MATTHEIER 1994: 420).

erwarten sind. Hingegen können bei der Erhebung subjektiver Sprachdaten die spezifischen Äußerungen der Sprecher/innen zu ihrem Sprachverhalten festgehalten werden (vgl. MATTHEIER 1994: 419 f.). Wenn also die sprachwissenschaftliche Einstellungsforschung etwas über die Sprachkonzepte und ihre Funktionalität aus der Perspektive der Sprecher/innen erfahren möchte, wird es notwendig sein, die alltäglichen Diskussionen von Lai/innen über Sprache in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses zu stellen. Nur dann wird es möglich sein, das Phänomen *Sprache* außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses zu betrachten (vgl. CUONZ / STUDLER 2014: 2).

2.3.6 Spracheinstellungserwerb und (sprach-)biografische Schlüsselerlebnisse

Für die Spracheinstellungsforschung erweist sich die Frage nach dem Alter, ab dem sich Einstellungen zu stabilisieren beginnen, im Hinblick auf die Messung als äußerst relevant. Denn CASPER (2002: 138) zufolge besteht ein allgemeiner Konsens darin, „dass Einstellungen nicht vererbt, sondern in einem gesellschaftlichen und kulturellen Rahmen durch die Sprache vermittelt erlernt werden“. Dieser Lernprozess gliedert sich in zwei Abschnitte und beginnt mit der *primären Sozialisation*¹⁸, die auf das Elternhaus beschränkt bleibt. Im Laufe der *sekundären Sozialisation*¹⁹ verfestigen sich die bisher erworbenen Einstellungen und unter der Einflussnahme von Freunden, Schule und Medien werden einige neue dazu gelernt. Diese Einstellungen sind während des Sozialisationsprozesses relativ stabil und werden erst nach und nach revidiert. Wenn also nicht der Entwicklungsprozess des Einstellungserwerbs im Mittelpunkt des Interesses steht, wird in der Forschung häufig dafür plädiert, keine Gewährspersonen unter 15 Jahren zu befragen (vgl. CASPER 2002: 139). Allerdings verweist MATTHEIER (1980: 46 f.) darauf, dass es das „biologische Alter“ vom „sozialen Alter“ zu unterscheiden gilt. Demnach sollte die Auswahl der Gewährsperson nicht vom Geburtsjahr, sondern von der bisherigen Lebenserfahrung abhängig gemacht werden. Zu beachten sind die psychische Reife und die sozialen, gesellschaftlichen, kulturellen und historischen Erlebnisse der Sprecher/innen (vgl. CASPER 2002: 139). Der Trend zu qualitativen Forschungsmethoden versucht diesem Anspruch gerecht zu werden. MAYRING (2016: 10) zufolge ist es vor allem ein Anliegen der *Biografieforschung* „durch einzelne ausführliche Lebenslaufanalysen relevantere Erkenntnisse zu gewinnen als

¹⁸ MATTHEIER (1980: 47) zufolge ist die Spracherziehung der Eltern für das Sprachlernen der Kinder von zentraler Bedeutung. Je nachdem, in welcher Varietät mit den Kindern gesprochen wird, werden diese einen „Dialekt“ oder eine „kindgemäße Standardsprache“ erlernen.

¹⁹ Es wird davon ausgegangen, dass Kinder etwa ab dem 10. Lebensjahr Varietäten situationsspezifisch einsetzen und bewerten können. Nach der Pubertät erweist es sich zunehmend als schwierig, eine neue Varietät zu lernen (vgl. MATTHEIER 1980: 47 f.).

durch groß angelegte Repräsentativuntersuchungen“. Dabei wählen die Forscher/innen einen Zugang zur sozialen Welt, der sich an der Individualität der Gewährspersonen orientiert. Es geht also um die Frage, „wie die Menschen ihr vergangenes Leben ordnen, wie sie zukünftiges Handeln perspektivisch anlegen und wie sie bestimmte Ereignisse und Lebensphasen bewerten“ (LAMNEK 2010: 609). Damit wird den Forscher/innen ein besserer Einblick in die Lebens- und Weltauffassungen und das Handlungsverständnis der befragten Personen ermöglicht (vgl. LAMNEK 2010: 610).

2.3.7 Spracheinstellungen und Minderheitensprachen

Die Untersuchungen der Spracheinstellungsforschung zeigen, dass eine Person, die verschiedene Sprachen/Varietäten spricht, unterschiedlich bewertet wird. Durch die Erhebung von positiven oder negativen Bewertungen und dem daraus resultierenden Verhalten lassen sich Strategien des Sprachgebrauchs und Sprachwandelprozesse feststellen. (Sprach-)biografische „Schlüsselerlebnisse“ können somit als Auslöser für Einstellungsänderungen fungieren. Infolge von Sprachbewahrung über Sprachstolz bis hin zu einem geringen Sprachselbstwertgefühl kann auf das Prestige oder die Stigmatisierung der jeweiligen Sprachen/Varietäten geschlossen werden. Dies gilt vor allem für Minderheitensprachen (vgl. DITTMAR 1996: 17). DITTMAR (1996: 17 f.) sieht darin ein Hauptproblem von Minderheitensprachen:

Wie kann es gelingen, die Identität von Sprechern über ihre Sprache aufrechtzuerhalten, wenn die minderheitenumgebenden Mehrheiten aus mangelndem Prestige der Minderheitensprachen diese aufgeben zugunsten einer erfolgreichen sozialen Integration? An der Wurzel des Problems „Sprache und Ungleichheit“ scheinen Einstellungen zu stehen, begünstigen sie doch oft die etablierten und benachteiligen die kleinen bzw. Minderheitensprachen.

In soziolinguistischen Untersuchungen konnte herausgefunden werden, dass Sprecher/innen von stigmatisierten Sprachen/Varietäten beim Sprechen von Schuldgefühlen begleitet werden. Es stellt sich also die Frage, welche sozialen Ursachen solche mit der Sprache einhergehenden Minderwertigkeitsgefühle haben (vgl. DITTMAR 1996: 18). Damit die individuellen Beweggründe eines hohen oder geringen Sprachselbstwertgefühls ermittelt werden können, spielen biografische Zugänge in der Mehrsprachigkeitsforschung eine entscheidende Rolle (vgl. BUSCH 2017: 15). BUSCH (2017: 16) erachtet die *(Sprach-)Biografieforschung* als einen notwendigen Ansatz, um auf das Spracherleben der Sprecher/innen schließen zu können:

Biografische Forschung in der Beschäftigung mit Mehrsprachigkeit, vor allem im Zusammenhang mit Migration und Mobilität, mit Sprachenlernen in heteroglossischen Lebenswelten und mit der politischen Rekonfiguration von Räumen, stellt ein wachsendes Feld dar. Der biografische Blick auf sprachliche Repertoires ist nicht nur dazu geeignet, eine Sprecher_innen-orientierte Perspektive einzunehmen, sondern rückt auch bisher weniger beachtete Aspekte in den

Vordergrund wie beispielsweise den Einfluss von Sprachideologien darauf, wie Sprecher_innen sich und andere diskursiv positionieren, oder die Rolle von Emotionen, Imaginationen und Begehren in Bezug auf das sprachliche Repertoire.

Demnach untersuchen sprachbiografische Zugänge die sprachlichen Erscheinungsformen, Einstellungen und Bewertungen aus der Perspektive der Sprecher/innen. Es geht darum, etwas über die „soziale Bedeutung“ von Sprache herauszufinden. Sprachräume und Sprachideologien nehmen Einfluss auf den Sprachgebrauch und führen zu einem Gefühl der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Daher muss auch der emotionale Aspekt von Sprache betrachtet und der oft mit Minderheitensprachen einhergehende Sprachwechsel oder Sprachverlust im Rahmen von sprachwissenschaftlichen Einstellungsuntersuchungen thematisiert werden (vgl. BUSCH 2017: 17 f.).

2.3.8 Spracheinstellungsmessung

Da sich also die Erhebung von Einstellungen zu Sprachen und Varietäten sowie ihren Sprecher/innen als eine „soziolinguistische Notwendigkeit“ (LÖFFLER 2016: 43) und für die Erschließung individuellen Spracherlebens als überaus gewinnbringend erweist, stellt sich abschließend die Frage, welche Instrumente zur Messung von Spracheinstellungen verwendet werden. Diese wurden von der empirischen Sozialforschung in die Sprachwissenschaft übernommen (vgl. LÖFFLER 2016: 43). Dabei wird üblicherweise zwischen direkten und indirekten Methoden bzw. zwischen quantitativen und qualitativen Untersuchungsverfahren unterschieden. Hier handelt es sich um zwei verschiedene Herangehensweisen der sprachwissenschaftlichen Einstellungsforschung. Während sich die Gewährspersonen beim indirekten Zugang nicht bewusst sind, dass sie bezüglich ihrer Spracheinstellungen beobachtet werden, werden beim direkten Zugang die von den Gewährspersonen bewusst geäußerten Einstellungen und Bewertungen von Sprachen und Varietäten erhoben (vgl. CUONZ 2014: 31; CASPER 2002: 153). Zur Erhebung subjektiver Sprachdaten eignen sich vor allem Interviews und Fragebogen, denn hier „[wird] Sprache nicht nur als perzeptive, sondern auch als soziale und kulturelle Realität konstruiert und evaluiert“ (CUONZ / STUDLER 2014: 2). Allerdings muss bei direkten Zugängen davon ausgegangen werden, dass die Gewährspersonen über Sprache nachdenken, ihre Reflexionen versprachlichen können (vgl. CUONZ 2014: 35 f.) und die ihnen gestellten Fragen ehrlich beantworten (vgl. MATTHEIER 1994: 420). Wenn sich diese nach den vermuteten Erwartungen der Forscher/innen ausrichten, ist ein möglicher Störfaktor gegeben, der bei indirekten Zugängen wegfällt (vgl. CASPER 2002: 153). Um die so genannte „soziale Erwünschtheit“ zu vermeiden, ist es CUONZ (2014: 37) zufolge sinnvoll, „nicht nur sozio-demographische Eckdaten zu

den befragten Personen einzuholen, sondern auch sprachbiographische Angaben“. Schließlich greift jede Person auf unterschiedliche Erfahrungen zurück, die in der jeweiligen Interviewsituation zum Tragen kommen (vgl. CUONZ 2014: 37). Insofern liegt die Stärke qualitativer Verfahren darin, dass Interesse an der Interaktion zwischen Forscher/innen und Gewährspersonen gezeigt wird (vgl. CASPER 2002: 198).

2.4 Das Untersuchungsgebiet: Ledenitzen/Ledince

In der vorliegenden Arbeit werden die Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten im Licht von qualitativen Interviews mit Sprecherinnen aus Ledenitzen/Ledince untersucht. Aufgrund der Lage nahe der österreichisch-slowenischen Grenze (siehe Abb. 2) repräsentiert das Untersuchungsgebiet einen der zweisprachigen Orte Kärntens, der sich für eine Erhebung und Analyse sozialer Daten aus soziolinguistischer Sicht hinsichtlich der oben angeführten Fragestellungen besonders eignet.

Ledenitzen ist Teil der Gemeinde Finkenstein am Faaker See (Bezirk Villach-Land), die 9.028 Einwohner/innen (Stand März 2018)²⁰ zählt.

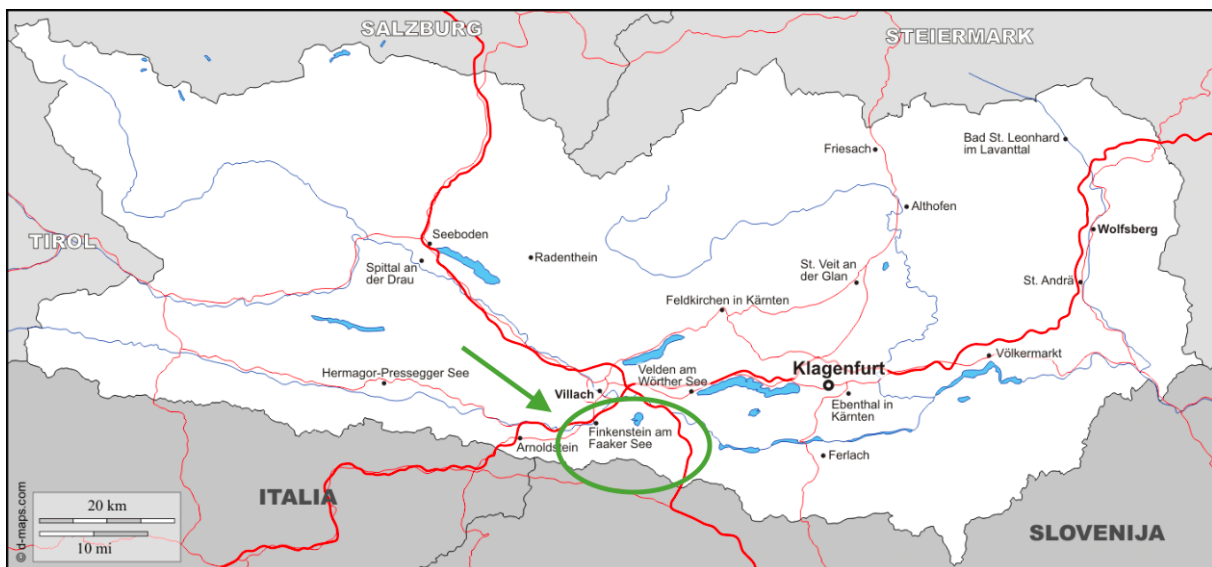


Abb. 2: Finkenstein am Faaker See. Quelle: http://d-maps.com/carte.php?num_car=33730&lang=de [Zugriff am 23.11.2017].

WIESINGER (2003) verweist darauf, dass Österreich zum größten Teil dem bairischen Dialektgebiet angehört. Die Ausnahme bilden lediglich Vorarlberg und einige Dörfer Tirols, die dem

²⁰ <http://www.finkenstein.gv.at/datenufakten/daten.html> [Zugriff am 10.04.2018].

alemannischen Sprachraum zugerechnet werden. Der bairische Sprachraum wird in das Mittelbairische (Wien, Niederösterreich, Oberösterreich und Teile Salzburgs) und das Südbairische (Tirol, Kärnten und Teile der Steiermark) unterteilt (vgl. ENDER / KAISER 2009: 268). Demzufolge gehört Kärnten dem südbairischen Dialektgebiet an. Südkärnten wiederum ist größtenteils zweisprachig, sodass sich die Frage nach dem Sprachgebrauch der Einwohner/innen stellt.

Nach den Ergebnissen der Kärntner Volkszählung 2001 wurden hinsichtlich der „Umgangssprache“ folgende Angaben getätigt:

	GESAMT	DEUTSCH	SLOWE- NISCH	WINDISCH	SONSTIGE
zweisprachiges Gebiet KÄRNTEN insgesamt	122.407 100 %	110.146 90 %	10.611 8,7 %	539 0,4 %	1.111 0,9 %
Gemeinde FINKEN- STEIN AM FAAKER SEE	7.651 100 %	7.128 93,2 %	437 5,7 %	1 0 %	85 1,8 %

Abb. 3: „Umgangssprache“ im zweisprachigen Gebiet Kärnten, Volkszählung 15. Mai 2001. Quelle: REITERER 2004: 35 f.

Allerdings sind diese Angaben mit Vorsicht zu genießen, weil Fragen nach dem Sprachgebrauch oft als Fragen nach der ethischen Zugehörigkeit verstanden werden (vgl. REITERER 2004: 34). BOGATAJ (1989: 287) spricht von etwa 50.000 Kärntner Slowenen, wobei anzunehmen ist, dass fast zwei Drittel davon nicht mehr volksbewusst sind. Schon lange ist es nicht mehr so, dass nur Kinder aus Familien, in denen Slowenisch gesprochen wird, zweisprachig aufwachsen. Vermehrt betrifft das auch Kinder mit nichtslowenischem Sprachhintergrund (vgl. BUSCH / DOLESCHAL 2008: 9). Dies zeigt sich beispielsweise an der Anmeldequote zum zweisprachigen deutsch-slowenisch Unterricht in den Volksschulen, die „von knapp 14 % (1975/76) auf knapp 40 % im Schuljahr 2006/07“ (BUSCH / DOLESCHAL 2008: 11) gestiegen ist. Damit verbunden sind BUSCH / DOLESCHAL (2008: 9) zufolge Einstellungsänderungen gegenüber der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten:

Diese Veränderungen deuten darauf hin, dass Spracheinstellungen gegenüber dem Slowenischen in Kärnten im Wandel begriffen sind bzw. sich gewandelt haben. Generell scheint auch Mehrsprachigkeit zunehmend als Wert gesehen zu werden und in aktuelle Identitätskonstruktionen einzufließen.

Daher nimmt die vorliegende Arbeit neben sprachbezogenen Einstellungen der Sprecher/innen auch folgende Fragen in den Blick: Welche Einstellungen haben die Gewährspersonen zu kärntnerslowenischen kultur- und bildungspolitischen Aktivitäten und Angeboten? Und wie stehen sie zu zweisprachigen Ortstafeln? Die „soziale Bedeutung“ (Prestige/Stigma), die die Gewährspersonen der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit zuschreiben, wird sich diesbezüglich als besonders interessant erweisen. Vorab werden allerdings die subjektiv konzipierten Sprachformen der Gewährspersonen und deren kommunikative Funktionalität sowie damit verbundene Vorurteile und Stereotype erfasst, die das zentrale Anliegen der vorliegenden Untersuchung darstellen. Die folgenden zwei Abschnitte geben einen Überblick über die Sprachkonzeptionen linguistischer Lai/innen und den Faktor Bundesländer-, Orts- und Dialektloyalität.

2.4.1 Sprachvarietäten aus Sicht linguistischer Lai/innen: Dialekt und Hochdeutsch

Wie bereits im Kapitel „Sprache und Einstellungen“ angesprochen (siehe Kap. 2.3.5), unterscheiden sich die Konzepte sogenannter linguistischer Lai/innen hinsichtlich ihrer persönlichen inneren Mehrsprachigkeit grundlegend von den varietätenspezifischen Konzepten der Linguist/innen. Unter dem Begriff *Perceptual Dialectology* hat sich ein Forschungsfeld etabliert, das danach fragt, über welche Wissensbestände „der Nichtspezialist, der Alltagsmensch“ (HUNDT / ANDERS / LASCH 2010: XI) in Bezug auf Sprachevarietäten verfügt. LENZ (2003: 327) macht darauf aufmerksam, dass linguistische Lai/innen in ihren Möglichkeiten, ihr Variationsspektrum zu verbalisieren und metakommunikativ zu bestimmen, eingeschränkt sind, da sie in der Regel lediglich zwischen zwei Sprachlagen – Sprecher/innen mit einem hohen Sprachbewusstsein zwischen drei Sprachlagen – differenzieren. Die meisten Sprecher/innen nehmen eine Zweiteilung ihres Variationsspektrums vor: *Dialekt* versus *Hochdeutsch*. Probleme entstehen insbesondere bei der laiensprachlichen Bestimmung von jenen Varietäten, die sich innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums befinden. Demnach ist das Konzept *Umgangssprache* nur bei den wenigsten Sprecher/innen im Bewusstsein verankert (vgl. LENZ 2003: 329; MATTHEIER 1994: 417). Hier zeigt sich vor allem ein altersbedingter Unterschied. Während die jüngeren Sprecher/innen zwischen einem „reinen“ und einem „fehlerhaften“ Hochdeutsch unterscheiden, was auf ein Sprachbewusstsein hinsichtlich eines regionalen Substandards schließen lässt, bleibt die ältere Generation weitgehend bei der groben Zweiteilung in Dialekt und Hochdeutsch (vgl. LENZ 2003: 329). Darüber hinaus beschäftigt sich die *Perceptual Dialectology* mit der Frage, welche Einstellungen linguistische Lai/innen zu den einzelnen Varietäten haben. Aus verschiedenen Untersuchungen geht hervor, dass diese „nicht durch sprachinhärente Merkmale

determiniert sind, sondern immer außersprachliche Faktoren als Erklärung herangezogen werden müssen“ (HUNDT / ANDERS / LASCH 2010: XII). Wenn Sprecher/innen ihr Variationsspektrum je nach Funktionalität in eine *High Variety* und eine *Low Variety* einteilen, hängt das damit zusammen, dass erstere in Institutionen gelernt und im öffentlichen Bereich angewandt wird, während letztere in informellen Situationen zum Einsatz kommt (vgl. RIEHL 2014: 16). Dies führt unweigerlich dazu, dass die Standardsprache nach wie vor ein höheres Prestige genießt und der Dialekt sozial stigmatisiert wird (vgl. MATTHEIER 1994: 422). Insofern wird es in der sprachwissenschaftlichen Einstellungsforschung notwendig sein, auf „den Einfluss von sprachexternen Faktoren, wie den Grad der regionalen Identifikation (Ortsbezogenheit), Prestigevorstellungen, soziale Stereotypisierungen [und] Mobilität“ (HUNDT / ANDERS / LASCH 2010: XVIII) ein besonderes Hauptaugenmerk zu richten.

2.4.2 Bundesländer, Orts- und Dialektloyalität

Da in der vorliegenden Arbeit der Frage nachgegangen wird, über welche Konzepte die Gewährspersonen hinsichtlich der Variation und Funktionalität der deutschen und slowenischen Sprache verfügen, kommt dem Faktor *Bundesländer-/Ortsloyalität* eine zentrale Rolle zu. Darunter zu verstehen ist die „geistige und affektive Bindung eines Sprechers an den Wohnort mit seinen festen Meinungs- und Einstellungsstrukturen und seinen Sozialverhaltenssystemen“ (MATTHEIER 1980: 69). Es ist also davon auszugehen, dass aus der subjektiven Bindung an einen Ort und den damit assoziierten Einstellungen ein bestimmtes Verhalten resultiert, das sich insbesondere auf der Ebene des Sprachwissens und des Sprachgebrauchs zeigt (vgl. ZIEGLER 1996: 9). Folglich stellt ZIEGLER (1996: 9) einen direkten Zusammenhang zwischen der Bundesländer-/Ortsloyalität und der *Dialektloyalität* her:

Insofern der Faktor Ortsloyalität den subjektiven Grad der Bindung eines Sprechers an einen bestimmten Ort mißt, gibt er Einblick in die Bereitschaft zur Übernahme traditioneller ortsspezifischer Werte und Normen, wozu auch der Ortsdialekt zu zählen ist. Ortsloyalität beeinflusst also das Sprachverhalten, und zwar dahingehend, daß in alltäglichen und privaten Kommunikationssituationen der Dialekt gegenüber der Standardsprache favorisiert wird. Auf diese Weise wird der Dialekt bzw. Dialektgebrauch zum Symbol für die emotionale Bindung an einen bestimmten Ort und ist Ausdruck einer regionalen Identität.

Demnach wird dem Faktor Bundesländer-/Ortsloyalität eine „sprachgebrauchs- bzw. sprach-einstellungssteuernde Größe“ (LENZ 2003: 272) zugeschrieben. Eng damit verknüpft ist der Faktor Ortsbindung, der die objektive Bindung der Sprecher/innen an einen bestimmten Ort misst (vgl. ZIEGLER 1996: 9) und anhand von „Ortsgebürtigkeit“, „Abwesenheitszeiten“ oder

„Vereinstätigkeit“ (LENZ 2003: 273) festgestellt werden kann. Diese Verhaltensparameter zeigen zugleich die emotionale Bindung an das soziale Umfeld an. Daher ist anzunehmen, dass die subjektive und objektive Ortgebundenheit einander bedingen (vgl. LENZ 2003: 273).

2.5 Das Paradigma der qualitativen Sozialforschung

Die Erhebung subjektiver Daten fordert eine eingehende Beschäftigung mit dem Paradigma der qualitativen Sozialforschung. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde das qualitative Interview als Forschungsmethode gewählt. Insofern stellt der folgende Abschnitt eine thematische Auseinandersetzung mit der qualitativen Sozialforschung, dem qualitativen Interview und der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) als Auswertungsverfahren des erhobenen Sprachmaterials dar. Darüber hinaus wird auf die (Sprach-)Biografieforschung näher eingegangen, da sie sich für die vorliegende Untersuchung als unverzichtbar erweist.

Ihre Ursprünge hat die qualitative Forschung im 19. Jahrhundert, wurde allerdings lange von den statistischen Verfahren der quantitativen Forschung verdrängt und gewann erst in den 1970er Jahren durch die Sozial-, Erziehungs- und Kommunikationswissenschaften zunehmend an Bedeutung (vgl. KALLMEYER 2005: 978 f.). KALLMEYER (2005: 978) grenzt qualitative von quantitativen Forschungsstrategien folgendermaßen ab:

Der Begriff ‚qualitativ‘ bezeichnet verstehend konstruierende, von der Beobachtung der Gegenstände angeleitete und auf die Typik der Gegenstände und nicht auf die statistisch abgesicherte Repräsentativität ausgerichtete Verfahren, die insofern in Opposition stehen zu quantitativ messenden, nomothetisch abgeleiteten und experimentell überprüfbaren Forschungsv erfahren.

Demnach wird in der quantitativen Forschung mit Zufallsstrichproben, einer sehr großen Zahl von Gewährspersonen, standardisierten Interviews oder geschlossenen Fragebogen und mit statistischen Auswertungsverfahren gearbeitet. Die qualitative Forschung hingegen nimmt einzelne Individuen in den Blick und fragt nach dem subjektiven Sinn im sozialen Handeln der Menschen (vgl. MAYRING 2016: 15). Daher hebt LAMNEK (2010: 30) zwischen den beiden Paradigmen folgenden Unterschied hervor:

Der Grundgedanke der quantitativen Sozialforschung [...] ist, dass [...] soziales Leben – vergleichbar einem Naturvorgang – nach bestimmten Regelmäßigkeiten [abläuft] und der Forscher es gleichsam von außen in seinem Ablauf beobachten und prinzipiell erklären [kann]. [...] Für die qualitative Sozialforschung ist der Mensch nicht nur ein Untersuchungsobjekt, sondern auch ein erkennendes Subjekt. [...] Die Erforschung sozialen Handelns als sinnhaftes Handeln setzt die Kenntnis der Bedeutung der verwendeten (Sprach)Symbole voraus, die ganz wesentlich vom jeweiligen situativen Kontext abhängen.

Die qualitative Sozialforschung geht davon aus, dass Objektivität nur dann erfasst werden kann, wenn Forscher/innen eine Position außerhalb der Gesellschaft und Kultur einnehmen. Da sie sich aber für das subjektive Handeln interessiert und erfahren möchte, wie soziale Realität konstruiert und Sinn durch Interpretation und Bedeutungszuweisung hergestellt wird, kann sie nicht „von außen“ auf die Menschen schauen (vgl. LAMNEK 2010: 30). Um diese kollektiven Deutungsmuster rekonstruieren zu können, wird daher eine Untersuchung „von innen“ notwendig sein (vgl. KALLMEYER 2005: 979). Das Ziel des qualitativen Forschungsprozesses besteht also darin, die kommunikativen Verfahren, mittels derer soziale Wirklichkeit konstruiert wird, zu analysieren. Das erfordert ein methodisch kontrolliertes „Fremdverstehen“ (LAMNEK 2010: 30; KALLMEYER 2005: 979), bei dem die Alltagsmethoden der Menschen die Grundlage für wissenschaftliche Methoden bilden. Letztlich wird es nur dann der qualitativen Forschung gelingen, jene Prozesse zu untersuchen, die bei der subjektiven Konstruktion sozialer Realität eine Rolle spielen (vgl. KALLMEYER 2005: 979).

In Anbetracht der eben erörterten Aspekte basiert *qualitatives Denken* nach MAYRING (2016: 19 ff.) auf folgenden Grundannahmen:

- Subjektbezogenheit (Gegenstand der empirischen Sozialforschung sind Menschen)
- Beschreibung der Historizität der Subjekte (Biografie)
- Untersuchung der Subjekte in ihrer alltäglichen Umgebung (anstatt im Labor)
- Interpretation der erhobenen subjektiven Daten (Einstellungen, Vorurteile usw.)
- Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse (Exploration)

Letzteres erweist sich als nicht unproblematisch, da die Untersuchungsergebnisse qualitativer Forschung zunächst nur für den Bereich ihre Gültigkeit besitzen, in dem sie gewonnen wurden (vgl. MAYRING 2016: 35). Damit verbunden ist eine sehr kleine Zahl von Untersuchungspersonen und eine Stichprobenwahl, die nach bestimmten Kategorien (z. B. Alter, Geschlecht) und nicht per Zufall erfolgt (vgl. LAMNEK 2010: 3). Wenn also die Ergebnisse verallgemeinerbar sein sollen, um auch auf andere Bereiche zuzutreffen, muss dies argumentativ begründet werden (vgl. MAYRING 2016: 35 f.). Daher gelten quantitative Verfahren als repräsentativ und qualitative Verfahren als explorativ (vgl. ATTESLANDER 2010: 8). Die Formulierung von Ergebnissen geht mit einer offenen Haltung der Forscher/innen gegenüber neuen Entwicklungen im Forschungsprozess einher. Das Anliegen der qualitativen Sozialforschung ist es nämlich nicht, Hypothesen zu prüfen, sondern Hypothesen aufzustellen (vgl. LAMNEK 2010: 20). Und genau darin sieht MISOCH (2015: 2) auch die Stärke qualitativer Verfahren, deren Vorgehen sie als „induktiv und hypothesen- und/oder theoriegenerierend“ beschreibt:

Es sollen subjektive Wirklichkeiten und subjektive Sinnkonstruktionen und Alltagstheorien untersucht, Lebenswelten von innen heraus beschrieben, individuelle Sichtweisen und Meinungen oder Motive analysiert werden. Dies alles mit dem Ziel, diese nicht nur detailliert zu beschreiben, sondern verstehend nachvollziehen zu können. Repräsentativität wird nicht im statistischen, sondern im inhaltlichen Sinne realisiert. (MISOCH 2015: 2)

Damit steht das Subjekt im Mittelpunkt des qualitativen Forschungsinteresses. Indem qualitative Sozialforschung auf den Einsatz standardisierter Erhebungsinstrumente verzichtet und den Einsatz offener und flexibler Methoden favorisiert, vermag sie neben der Analyse subjektiver Wirklichkeitskonstruktionen auch die Erfassung individueller Sichtweisen, Einstellungen und Motive sowie die Herausarbeitung manifester oder sogar latenter Sinnstrukturen zu leisten (vgl. MISOCH 2015: 2 f.). Dies hat sich vor allem die (Sprach-)Biografieforschung zur Aufgabe gemacht.

2.5.1 Zur (Sprach-)Biografieforschung

Da durch Lebenslaufanalysen bedeutungsvolle Erkenntnisse gewonnen werden können, stellt die (Sprach-)Biografieforschung einen immer wichtiger werdenden Bereich des qualitativen Forschungsfeldes dar (vgl. MAYRING 2016: 10). Biografie meint in diesem Sinne die „Interpretation und Rekonstruktion“ (LAMNEK 2010: 606) von Lebensläufen. Die Forscher/innen treten mit den Gewährspersonen in Interaktion und veranlassen diese aus ihrem Leben zu erzählen. Ziel ist es, das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft darzustellen (vgl. LAMNEK 2010: 606). In diesem Sinne definiert LAMNEK (2010: 594) die biografische Methode wie folgt:

Die Biografieforschung eröffnet den Sozialwissenschaften einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit, bei dem die Individualität des Akteurs berücksichtigt bleibt und diese Individualität sozial verursacht und strukturiert gedacht wird.

Demnach erhoffen sich die Forscher/innen, Informationen über jene Aspekte zu gewinnen, die bei der Gestaltung individuellen Lebens eine Rolle spielen. Es geht um die Frage, an welchen sozialen Komponenten sich individuell lebensgeschichtliches Handeln orientiert und wie es gedeutet wird (vgl. LAMNEK 2010: 608 f.). Da sich die qualitative Forschung aber nicht mit der Analyse von Einzelschicksalen zufriedengibt, gilt es zu klären, wie aus subjektiven Befunden auf Allgemeingültiges geschlossen werden kann (vgl. STEINERT 2008: 82). Die Biografieforschung fragt also nach den „überindividuellen, intersubjektiven Merkmalen“ (STEINERT 2008: 83) von Personengruppen, die aufgrund ihrer Generation, sozialen Schicht oder Bildungskarriere festgelegt werden. Das bedeutet, dass die Biografieforschung nicht nur auf die Darstellung individueller Lebensgeschichten abzielt, sondern auch „soziale Regelmäßigkeiten und Muster rekonstruieren“ (STEINERT 2008: 83) möchte. Die Forscher/innen arbeiten den individuellen

Verlauf einer Biografie heraus und nehmen soziale Einflussfaktoren in den Blick, die mit spezifischen Veränderungen in den Lebensgeschichten einhergehen. Indem sie die gewonnenen Einzelbefunde zusammenführen und miteinander vergleichen, versuchen sie eben solche Regelmäßigkeiten und Muster zu entdecken. So können unterschiedliche Lebens- und Weltauffassungen erfasst, soziale Vorgänge beschrieben, lebensgeschichtliche Prozessstrukturen rekonstruiert und grundlegende Persönlichkeitsmerkmale erschlossen werden (vgl. STEINERT 2008: 84 f.). In dieser Hinsicht wurde vor allem das autobiografische narrative Interview federführend, da es der sozialwissenschaftlichen Forschung erlaubt, „die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern“ (SCHÜTZE 2016: 57) zu analysieren. Und weil dabei das Individuum etwas Wichtiges im Hinblick auf sich und seine subjektive Weltsicht zum Ausdruck bringt, wird das autobiografische Erzählen auch als das „Erzählen von Selbsterlebtem“ (LUCIUS-HOENE / DEPPERMAN 2004: 20) definiert.

Die *Sprachbiografie* als eine besondere Form der Biografieforschung fragt zwar ebenso nach den individuellen Lebensgeschichten, aber versucht dabei einen Zusammenhang zum Sprachverhalten festzustellen (vgl. CASPER 2002: 222). BUSCH (2017: 31) zufolge geht es um die Frage, „wie Sprecher/innen selbst ihre sprachlichen Handlungen interpretieren“. Um dies herauszufinden, folgt die Methode der Sprachbiografie Prinzipien gemäß den folgenden drei Aspekten:

- *Erinnern*: die Rekonstruktion sprachbiografisch relevanter Erfahrungen (sprachliche Sozialisation, Erwerb von Sprachen und Varietäten),
- *Erzählen*: die Rekonstruktion vergangener Ereignisse (subjektives Erleben von historisch-gesellschaftlichen Ereignissen, lebensgeschichtliche und lebensweltliche Erfahrungen – auch in Bezug auf Sprache und Verhalten) und
- *Über das Sprechen sprechen*: das metalinguistische Kommentieren eigener Sprachpraktiken, -ressourcen und -einstellungen (vgl. BUSCH 2017: 31 ff.).

Wesentlich dabei ist, dass es nicht nur um die Frage geht, was erzählt wird, sondern auch darum, wie und warum etwas erzählt wird oder warum etwas nicht erzählt wird. Demnach misst die Gewährsperson in biografischen Interviews dem Erzählten eine bestimmte Bedeutung bei, die es zu interpretieren gilt (vgl. BUSCH 2017: 33). CASPER (2002: 223) skizziert die Leistung der Sprachbiografieforschung wie folgt:

Sprachbiographien können einerseits für die indirekte Erfassung von Spracheinstellungen und für die Ermittlung von der vom Informanten wahrgenommenen Funktionen der betroffenen Sprachen/Varietäten herangezogen werden. [...] Andererseits kann die Rolle von Erfahrung in

der Entwicklung von Spracheinstellungen bzw. hinsichtlich Sprachverhalten untersucht werden. Ebenso interessant sind auch die Fragen, wie der Einfluss von Spracheinstellungen auf Identitätsbewusstsein und letztlich auf bestimmte wichtige Entscheidungen (Schule, Partnerwahl, Beruf, Wahl des Wohnortes usw.), von denen der Sprachgebrauch auf irgendeiner Weise abhängig ist [,] in Sprachbiographien zutage kommen.

2.5.2 Qualitative Interviews

Neben der biografischen Methode nehmen vor allem Beobachtungs- und Befragungsverfahren einen wichtigen Stellenwert in der qualitativen Sozialforschung ein. Während die standardisierte Befragung der quantitativen Sozialforschung sowohl Fragen und Antwortoptionen als auch deren Reihenfolge vorschreibt (vgl. MISOCH 2015: 13), zeichnet sich das qualitative Interview dadurch aus, „dass der Interviewte die Chance hat, eigene thematische Relevanzsetzungen einzubringen und seine Perspektive darzustellen“ (KALLMEYER 2005: 984). Das bedeutet, dass die Interviewer/innen das Gespräch lediglich mitsteuern und die Interviewten in ihren Antwortmöglichkeiten nicht eingeschränkt werden, sondern für sie Wichtiges einbringen können. Damit die Interviewer/innen trotzdem in der Lage sind, das Gespräch themenspezifisch zu leiten, wird vorab ein Leitfaden erstellt (vgl. KALLMEYER 2005: 984). Dieser kann je nach Strukturierungsgrad des Interviews unterschiedlich ausfallen. Allgemein wird zwischen dem stark strukturierten Interview, dem halboffenen bzw. halb-/semistrukturierten Interview und dem offenen/unstrukturierten Interview unterschieden (vgl. MISOCH 2015: 13 f.). In der Regel stützt sich das qualitative Interview auf eine der beiden letztgenannten Formen der Befragung, da es darauf bedacht ist, dass die interviewten Personen ihre eigenen Gedanken einbringen können. Darüber hinaus berücksichtigen die Interviewer/innen das Gesagte bei ihren weiteren Fragestellungen, begegnen den Interviewten mit Empathie und beantworten auch ihnen gestellte Fragen. Die Gesprächssituation ist somit relativ offen und frei, wodurch die vorhandene Asymmetrie zwischen Fragenden und Antwortenden nicht so sehr ausgeprägt ist wie beim stark strukturierten Interview (vgl. LAMNEK 2010: 306). Damit stellt sich die Frage, wie beim qualitativen Interview möglichst unverfälschte Antworten erhoben werden können. DIEKMANN (2010: 440) geht davon aus, dass folgende Bedingungen gegeben sein müssen: die Kooperation zwischen interviewender und interviewter Person, eine gemeinsame Sprache und Aufrichtigkeit im Gespräch. Letzteres scheint für die Erhebung und Analyse sozialer Daten unabdingbar. Daher ist es notwendig, dass den befragten Personen vor dem Interview zugesichert wird, dass ihre persönlichen Angaben und Aussagen unter allen Umständen anonym behandelt werden und sie auf Fragestellungen ehrlich antworten können. Schließlich sollen sich die Interviewten darüber bewusst sein, dass sie nichts falsch machen können und ihre Erzählungen in jedem Fall wertvoll für die Interviewer/innen sind (vgl. LUCIUS-HOENE / DEPPERMAN 2004: 300).

2.5.3 Das Interview als soziale Praxis

Aufgrund der Möglichkeit jene Informationen zu erheben, die für das Forschungsinteresse relevant sind, und dem Umstand, dass die interessierenden Informationen in überschaubarer Zeit erfasst werden können, zählt das Interview zu den beliebtesten Verfahren des Datengewinns (vgl. DEPPERMAN 2013). Dennoch macht DEPPERMAN (2013) auf einige Probleme der Interviewmethode aufmerksam: den Effekt der sozialen Erwünschtheit, die Auswahl der Befragten aufgrund ihrer Eigenschaft, Mitglied einer bestimmten sozialen Kategorie zu sein, und die Nicht-Natürlichkeit der Interviewsituation. Denn letztlich stellt diese für die meisten Befragten eine Ausnahmesituation dar und es kann nicht davon ausgegangen werden, dass die Befragten im Interview die gleichen kommunikativen Praktiken verwenden wie im Alltag. Allerdings treffen diese Kritikpunkte nur dann zu, wenn davon ausgegangen wird, dass Interviews die soziale Wirklichkeit abbilden (vgl. DEPPERMAN 2013). Da aber die Äußerungen der Interviewer/innen und der Interviewten gleichermaßen kontextgebunden und kontextherstellend sind, spricht ARENDT (2014: 8) von einem Perspektivenwechsel, der das Interview als „soziale Praxis“ begreift:

[...] die Interviews [erscheinen] nicht mehr als bloßes Abfragen von bereits vorhandenen Wissensinhalten, sondern die Wissensinhalte werden zumeist initiativ versprochen und durch fokussierende Fragen ko-konstruiert, d.h. im aktuellen Gespräch generiert und ggf. ratifiziert. (ARENDT 2014: 9)

Für die Analyse qualitativer Interviews ist daher nicht der Antworttext heranzuziehen, sondern das Transkript. Dieses wird dem Interview als ein Interaktionsereignis gerecht, weil Interviewer/in und Interviewte/r gemeinsam Sinn und Bedeutung aushandeln. Das bedeutet, dass die Interviewer/innenbeiträge als steuernd und bedeutungsschaffend für das Handeln der interviewten Personen mitanalysiert werden müssen. Denn häufig können deren Antworten erst in Bezug auf das Handeln der Interviewer/innen verstanden werden (vgl. DEPPERMAN 2013).

2.5.4 Das leitfadengestützte Interview mit sprachbiografischer Akzentuierung

Zur Erhebung der Daten wurde in der vorliegenden Arbeit das *halboffene bzw. halb-/semistrukturierte Interview* gewählt. Diesem liegt ein Leitfaden zugrunde, der vorab formuliert wird und der thematischen Fokussierung während der Befragung dient. Er führt alle relevanten Themen an, die im Interview angesprochen werden sollen. Im Gegensatz zum stark strukturierten Interview muss dabei aber nicht auf die Reihenfolge der Fragestellungen geachtet werden (vgl. MISOCH 2015: 66). Der interviewten Person wird also bei der Beantwortung der Fragen weitge-

hende Freiheit gegeben, sodass sie ihre eigenen Ansichten, Erfahrungen und Gefühle einbringen kann. Damit das gelingt, haben die Interviewer/innen relativ offene Fragen zu stellen (vgl. HOPF 1995: 177) und durch „zustimmende Reaktionen Hemmungen ab[zu]bauen, das Gespräch [zu] unterstützen und weitere Antworten [zu] ermuntern“ (DIEKMANN 2010: 440). Das bedeutet, dass sich das Gespräch nicht ausschließlich an den Fragen der Interviewer/innen orientiert, sondern sich die jeweils nächste Frage oft aus den Aussagen der interviewten Person ergibt (vgl. ATTESLANDER 2010: 134). Dabei gilt es jene Aussagen, die sich im Rahmen der Untersuchung als bedeutsam erweisen, aufzugreifen und diesbezüglich Rückfragen oder Zusatzfragen zu stellen (vgl. HOPF 1995: 177; KALLMEYER 2005: 984). Das Gespräch folgt also nicht einem vorab formulierten Fragebogen, den es konsequent abzuarbeiten gilt, sondern die jeweils nächste Frage der Interviewer/innen ergibt sich nicht selten aus den Aussagen der interviewten Person (vgl. ATTESLANDER 2010: 134). RIEHL (2014: 49) bezeichnet diese Form der Befragung als „ungesteuerte[s], freie[s] Interview“, das ein möglichst natürliches Gesprächsverhalten herbeizuführen versucht. Zwar ermöglicht das stark strukturierte Interview eine bessere Vergleichbarkeit der erhobenen Daten, da es sich strikt an die Fragen des Leitfadens hält, aber der Vorteil des halbstrukturierten Interviews liegt darin, dass es relativ authentisches Material, das Einstellungen (z. B. zu Sprachen/Varietäten) erfasst, zu erheben vermag (vgl. RIEHL 2014: 49).

Biografisch ist das halbstrukturierte Interview dann, „wenn es im Zusammenhang mit lebensgeschichtlich bezogenen Fragestellungen eingesetzt [wird]“ (HOPF 1995: 179). Dann weist es eine gewisse Nähe zum *narrativen Interview* auf, das vor allem in der Biografieforschung eingesetzt wird. Dieses besteht SCHÜTZE (2016: 56 f.) zufolge aus drei zentralen Teilen:

Auf eine autobiographisch orientierte Erzählaufforderung [...] folgt als erster Hauptteil die autobiographische Anfangserzählung, die – sofern sie zum Erzählgegenstand tatsächlich die Lebensgeschichte des Informanten hat uns so verständlich abläuft, daß ihr der Zuhörer folgen kann – vom interviewenden Forscher nicht unterbrochen wird. Erst nachdem eine Erzählkoda (z. B. „So, das war’s: nicht viel, aber immerhin ...“) erfolgt ist, beginnt der interviewende Forscher mit seinem Nachfragen. Hierbei schöpft er im zweiten Hauptteil des Interviews zunächst einmal das tangentielle Erzählpotential aus, das in der Anfangserzählung [...] angedeutet ist. [Beim] dritte[n] Hauptteil des autobiographisch-narrativen Interviews [geht es] nunmehr um die Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst.

Da allerdings nicht jeder Mensch die Fähigkeit besitzt, in Form einer Stehgreiferzählung über sein Leben zu berichten, kann es für Interviewer/innen eine Herausforderung darstellen, sich in der Gesprächssituation zurückzuhalten und dennoch an die für die Untersuchung relevante Mindestinformation heranzukommen (vgl. STEINERT 2008: 150). Insofern scheint es durchaus sinn-

voll, vorab einen Leitfaden zu erstellen, der die relevanten Themenkomplexe zumindest stichwortartig festhält und bei einer sehr kurz ausfallenden autobiographischen Erzählung ein konkretes Nachfragen erlaubt. Dem leitfadengestützten Interview mit sprachbiografischer Akzentuierung wird daher ein „Gesprächsleitfaden“ (ATTESLANDER 2010: 135) zugrunde liegen, der eine Reihe von Schlüsselfragen parat hält. Hier kommt es auf die Fähigkeit der Interviewer/innen an, die zentralen Fragen im geeigneten Moment zu stellen (vgl. ATTESLANDER 2010: 142). In dieser Hinsicht bedarf es eines Leitfadens, der je nach Gesprächsverlauf flexibel gehandhabt wird, offen für neue Informationen ist und individuell in der kommunikativen Situation variiert und erweitert werden kann (vgl. MISOCH 2015: 67).

2.5.5 Qualitative Inhaltsanalyse

Qualitativ orientierte Forschungsmethoden haben sich in den letzten Jahren zum klaren Vorreiter in den Sozialwissenschaften entwickelt. Gleichzeitig wird zunehmend von einer zu strikten Trennung der qualitativen und quantitativen Forschung gewarnt. Daher haben sich in letzter Zeit einige Ansätze entwickelt, die qualitative und quantitative Analysen kombinieren und unter dem Begriff *Mixed Methodologies* diskutiert werden. Die *qualitative Inhaltsanalyse* ist ein Beispiel dafür, dass es durchaus Sinn machen kann, qualitative und quantitative Analyseschritte miteinander zu verbinden (vgl. MAYRING 2005: 9). Da die Interviews der vorliegenden Arbeit gemäß der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) analysiert und ausgewertet wurden, soll auf diese im folgenden Abschnitt näher eingegangen werden.

Offene Erhebungstechniken und interpretative Methoden sind für die qualitative Sozialforschung von zentraler Bedeutung. Im Sinne einer intersubjektiven Überprüfbarkeit ist es allerdings erforderlich, dass das erhobene Sprachmaterial nicht völlig „frei“ interpretiert wird, sondern die Auswertung einer systematischen Anleitung folgt (vgl. MAYRING 2015: 10). Mit der qualitativen Inhaltsanalyse hat sich eine Analyse- und Auswertungstechnik qualitativ erhobener Daten bewährt, deren Ergebnisse mit anderen Studien vergleichbar sind (vgl. MAYRING 2005: 10) und die trotzdem der „Interpretationsbedürftigkeit“ (MAYRING 2015: 10) sprachlichen Materials gerecht wird. Das bedeutet, dass die qualitative Inhaltsanalyse einerseits „latente Sinnstrukturen“ und „markante Einzelfälle“ (MAYRING 2016: 114) in den Blick nimmt – Aspekte, die andere Verfahren der Textanalyse vernachlässigen – und andererseits „streng methodisch kontrolliert das Material schrittweise analysiert“ (MAYRING 2016: 114). Dabei zerlegt sie das erhobene Sprachmaterial in Einheiten und bearbeitet es anhand eines theoriegeleiteten, am Material entwickelten Kategoriensystem. Mit dessen Hilfe wird schließlich festgelegt, was aus dem

Material herausgefiltert werden soll (vgl. MAYRING 2016: 114). Grundlegend unterscheidet MAYRING (2015: 68; 2016: 115) zwischen folgenden Analyseformen:

- Zusammenfassung und induktive Kategorienbildung
- Explikation und enge/weite Kontextanalyse
- Strukturierung und deduktive Kategorienanwendung

Bei der zusammenfassenden Inhaltsanalyse wird das erhobene Material systematisch auf das Wesentliche reduziert, indem nur bestimmte Bestandteile berücksichtigt werden (vgl. MAYRING 2015: 68). Dies erlaubt eine induktive Vorgehensweise, die sich für die qualitative Inhaltsanalyse als sehr effektiv erweist:

Induktives Vorgehen [...] strebt nach einer möglichst naturalistischen gegenstandsnahen Abbildung des Materials ohne Verzerrungen durch Vorannahmen des Forschers, eine [sic!] Erfassung des Gegenstands in der Sprache des Materials. (MAYRING 2015: 85 f.)

Das Resultat der induktiven Vorgehensweise ist ein Kategoriensystem zu einem bestimmten Thema, das mit konkreten Textpassagen verbunden ist und eine weitere Analyse hinsichtlich der Fragestellung ermöglicht (vgl. MAYRING 2015: 87). Die Explikation zielt hingegen nicht auf eine Reduktion der erhobenen Daten ab, sondern zieht zu einzelnen interpretationsbedürftigen Textstellen zusätzliches Material heran, um diese zu erläutern. Während die enge Kontextanalyse nur Material aus dem Text selbst zulässt, das die fragliche Textstelle zu erklären vermag, bezieht sich die weite Kontextanalyse auch auf Material, das über den eigentlichen Text hinausgeht (vgl. MAYRING 2015: 90 ff.). Und die Strukturierung unterscheidet sich von den anderen zwei Analyseformen schließlich darin, dass sie deduktiv vorgeht. Das bedeutet, dass bereits vorab ein Hauptkategoriensystem festgelegt wird (vgl. MAYRING 2015: 68). Hier handelt es sich also um eine Form der Analyse, die „[aus] Voruntersuchungen, aus dem bisherigen Forschungsstand, aus neu entwickelten Theorien oder Theoriekonzepten [...] die Kategorien in einem Operationalisierungsprozess auf das Material hin entwickelt“ (MAYRING 2015: 85). Dabei gilt es vorab zu definieren, welche Textstellen unter eine Kategorie fallen, beispielhafte Textstellen anzuführen und Regeln zu formulieren, um eine eindeutige Zuordnung der Textstellen zu der jeweiligen Kategorie zu ermöglichen (MAYRING 2015: 97).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde sowohl deduktiv als auch induktiv vorgegangen. Einerseits wurden im Vorfeld in Bezug auf die Forschungsfragen und den daraus folgenden theoretischen Überlegungen Kategorien aufgestellt und andererseits wurden diese im Zuge der Inhaltsanalyse modifiziert und erweitert. Denn die Stärke induktiver Vorgehensweisen liegt CASPER (2002: 196) zufolge darin, dass sie äußerst innovativ sind und neues Wissen hervorbringen können:

So z. B. kann bei einer Befragung über die „Schönheit“ einer Sprache das von den Informanten gemeinte Konzept der „Sprachschönheit“ herausfiltriert werden, oder aber [können] neue Begründungen und weitere Zusammenhänge zum Vorschein kommen. (CASPER 2002: 196)

Insofern scheint die Kombination einer deduktiven und induktiven Vorgehensweise insbesondere bei Spracheinstellungsuntersuchungen sinnvoll zu sein. Deduktive Schlüsse erlauben es, aus den Erkenntnissen des bisherigen Forschungsstandes theoriegeleitete Annahmen hinsichtlich der Forschungsfragen zu entwickeln, während Induktionsschlüsse direkt aus dem erhobenen Sprachmaterial zu neuen Einsichten führen können, die vorab nicht Gegenstand der Untersuchung waren (vgl. MAYRING 2015: 85).

3 Empirischer Teil

3.1 Das Forschungsdesign

Im folgenden Abschnitt wird das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit vorgestellt. Da das leitfadengestützte Interview mit sprachbiografischer Akzentuierung als Erhebungsverfahren der Daten gewählt wurde, soll kurz auf die Konzeption des Leitfadens eingegangen werden. Darüber hinaus scheint es hinsichtlich des qualitativen Paradigmas notwendig, die Auswahl der Gewährspersonen – die nicht zufällig, sondern aufgrund bestimmter Merkmale erfolgte – zu begründen.

3.1.1 Die Konzeption des Interviewleitfadens

Um in den Interviews auf das zentrale Forschungsinteresse der Untersuchung – Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten – hinzuführen, wurde auch mit *Sprachportraits* (siehe Abb. 4) gearbeitet. Dabei handelt es sich um eine kreative Methode, um Einblick in das sprachliche Repertoire der Gewährspersonen zu gewinnen. BUSCH (2017: 35) spricht von einem sprachbiografischen Zugang, dessen Ablauf sie folgendermaßen zusammenfasst:

Die Beteiligten werden eingeladen, über die sprachlichen Ressourcen, Ausdrucks- und Kommunikationsmöglichkeiten nachzudenken, die in ihrem Leben eine Rolle spielen, und sie – ihren Bedeutungen entsprechend – mit farbigen Filzstiften in Beziehung zu einer vorgegebenen Körpersilhouette [...] zu setzen. Die Zeichnungen werden anschließend von den Zeichner_innen mit einer Legende versehen und erläutert.

Dem Zeichnen und Visualisieren kommen im Forschungsprozess drei wichtige Funktionen zu (vgl. BUSCH 2017: 36):

- *Selbstreflexion*: Die Gewährspersonen entscheiden selbst, was sie als Sprache definieren und zwischen welchen Sprachkonzepten sie unterscheiden.
- *Schaffung von Bedeutung*: Im Gegensatz zum verbalen Modus lenkt der visuelle Modus den Blick auf das Ganze, da die Gewährspersonen ihre subjektiv konzipierten Sprachformen in Relation zueinander setzen können (z. B. durch die Platzierung, Form und Größe der Flächen, Farbwahl, Intensität).

- *Interpretation:* Das Bild dient den Gewährspersonen als Ausgangspunkt für die nachfolgende Erläuterung hinsichtlich der Konzeption und Funktionalität von Sprachen/Varietäten.

BUSCH (2017: 38) geht davon aus, dass „Körper ein entscheidender Bezugspunkt für Bilder [sind]“. Demnach bedienen sich die Gewährspersonen bei der Interpretation ihrer Körpersilhouette einer bestimmten Körpermetaphorik. Beispielsweise stehen die Füße für Verankerung oder Mobilität. Häufig werden folgende Bilder herangezogen: „etwas lastet auf meiner Schulter“, „etwas liegt mir im Magen“, „etwas ist in meinem Herzen“, oder „etwas steckt mir im Hals“ (vgl. BUSCH 2017: 38).



Abb. 4: Sprachmännchen. Quelle: BUSCH 2017: 37.

In den Interviews der vorliegenden Arbeit wurden die *varietätenspezifischen Konzepten* der Gewährspersonen hinsichtlich ihrer persönlichen inneren Mehrsprachigkeit in der Einzelsprache Deutsch und in der Einzelsprache Slowenisch mithilfe des Sprachportraits erhoben. Die Probandinnen wurden dazu angeleitet, über Sprachen, die in ihrem Leben eine Rolle spielen, nachzudenken. Dabei wurde darauf hingewiesen, auch die Erscheinungsformen einer Sprache („Sprechen Sie verschiedene Arten von Deutsch/Slowenisch?“)²¹ zu beachten. Ferner sollten die Informantinnen ihre subjektiven Sprachkonzeptionen mithilfe des „Sprachmännchens“ visualisieren und benennen. Für jede Sprache/Varietät sollte eine andere Farbe gewählt und die Körperteile sollten entsprechend ihrer emotionalen Bedeutung bemalt werden. Die Gewährspersonen wurden dazu angehalten, ihr Vorgehen zu kommentieren und neben das „Sprachmännchen“ eine Legende zu zeichnen.

Anschließend wurden die Gewährspersonen nach sprachbiografischen „Schlüsselerlebnissen“ hinsichtlich ihrer *sprachlichen Sozialisation* befragt. Dabei wurden folgende Lebensstationen in Bezug auf Sprache durchleuchtet:

- Primäre Sozialisation: Elternhaus
- Sekundäre Sozialisation: Schule, Studium, Beruf
- Eheschließung, Kinder
- Ausscheiden aus dem Berufsleben

²¹ Die älteren Probandinnen wurden gesiezt, mit den jüngeren Probandinnen verblieb die Interviewerin beim „Du“.

Ziel war es u. a. herauszufinden, wie die Probandinnen als Kind gesprochen haben und welche Rolle der Dialekt in ihrer Kindheit gespielt hat. Darüber hinaus sollten die Gewährspersonen reflektieren, ob sich ihre „Sprache“ mit Schuleintritt und im Zuge ihrer weiteren Ausbildung (Studium/Beruf) verändert hat. Damit verbunden war die Frage, ob es Situationen im Leben der Informantinnen gab, in denen sie aufgrund ihrer Art zu sprechen („Dialekt“ oder „Hochdeutsch“ bzw. Deutsch/Slowenisch/Windisch) Vorteile oder Nachteile hatten. Zudem war es von Interesse zu erfahren, wie die Probandinnen ihre eigene innere und äußere Mehrsprachigkeit bewerten. Des Weiteren wurden die Gewährspersonen gefragt, in welcher Sprache/Varietät sie mit ihren eigenen Kindern gesprochen haben bzw. in Zukunft gegebenenfalls sprechen würden.

Der darauffolgende Themenbereich, der in den Interviews behandelt wurde, beinhaltete Fragen nach der *kommunikativen Funktionalität* der deutschen und slowenischen Sprache. Die Informantinnen sollten darüber nachdenken, wann sie „Dialekt“ oder „Hochdeutsch“ (nicht) sprechen bzw. wann sie (nicht) Deutsch/Slowenisch/Windisch sprechen. Es galt herauszufinden, ob dies situations-, orts- und/oder personenabhängig geschieht. In Bezug auf die zweisprachigen Gewährspersonen war zudem die Frage relevant, ob zwischen den Sprachen innerhalb eines Redebeitrages gewechselt wird (*Code-Switching*).

Daraufhin wurden *Spracheinstellungen* allgemein in den Blick genommen. Die Probandinnen sollten ihren Dialekt bewerten und darlegen, welchen Eindruck sie gegenüber Personen, die „Dialekt“ oder „Hochdeutsch“ sprechen, haben. Außerdem wurden die Gewährspersonen gefragt, wie ihrer Meinung nach die zweisprachige Situation in Kärnten im restlichen Österreich wahrgenommen wird. Daran geknüpft war die Frage, ob die Informantinnen glauben, dass Kärnten zweisprachig und der Dialekt (sowohl in Deutsch als auch in Slowenisch) erhalten bleibt.

Die letzten beiden Themenbereiche, die in den Interviews angesprochen wurden, konzentrierten sich schließlich auf die *Einstellungen zum zweisprachigen Angebot in Ledenitzen und zum „Kärntner Ortstafelstreit“*. Diesbezüglich wurden die Gewährspersonen gefragt, wie sie die Möglichkeit des zweisprachigen Volksschulunterrichts und generell das aktuelle Sprachangebot bewerten. Hinsichtlich des Ortstafelstreits sollten die Probandinnen erzählen, welche Erfahrungen sie rund um diesen Konflikt gemacht haben und ob sie sich für Ledenitzen eine zweisprachige Ortstafel wünschen.

Da in der vorliegenden Arbeit das *halboffene bzw. halb-/semistrukturierte Interview* als Verfahren zum Datengewinn gewählt wurde, fiel die Konzeption des Leitfadens relativ offen aus.

Die Interviews orientierten sich zwar an den oben angeführten Themenbereichen, aber deren Reihenfolge wurde nicht beachtet. Den Gewährspersonen wurde bei der Beantwortung der Fragen größtmögliche Freiheit gegeben, um über ihre Gefühle und Erfahrungen reflektieren zu können. In Anbetracht des sprachbiografischen Interesses der Untersuchung nahm sich die Interviewerin weitgehend zurück und animierte die Informantinnen zum „Erzählen von Selbsterlebtem“ (LUCIUS-HOENE / DEPPERMAN 2004: 20). Mit ihren Reaktionen (z. B. „Mhm“, „Interessant“, Kopfnicken) versuchte sie diese zum Weitererzählen zu ermutigen und mit der jeweils nächsten Frage an deren Aussagen anzuschließen. Da die Interviews ohne einen in der Interviewsituation demonstrativ vorliegenden ausgedruckten Leitfaden geführt wurden, war die Gesprächssituation – die für die Probandinnen eine Ausnahmesituation darstellte – womöglich etwas entspannter. Ihnen sollte das Gefühl vermittelt werden, unbeschwert aus ihrem Leben erzählen und von ihren persönlichen (Sprach-)Einstellungen berichten zu können.

3.1.2 Die Auswahl der Gewährspersonen

Für die vorliegende Untersuchung wurden vier weibliche Personen aus Ledenitzen/Ledince ausgewählt. Dabei waren folgende interindividuellen Merkmale entscheidend: das Alter, der Wohnort/Sozialisationsort und der Faktor Einsprachigkeit/Zweisprachigkeit.

Es wurden zwei Pensionistinnen im Alter von rund 70 Jahren und zwei Studentinnen im Alter von 23 Jahren befragt – jeweils eine einsprachig (Deutsch) und die andere zweisprachig (Deutsch und Slowenisch).²² Während die zwei Pensionistinnen in jungen Jahren nach Ledenitzen geheiratet haben, sind die zwei Studentinnen dort aufgewachsen. Diese wohnen aktuell aufgrund ihres Studiums bereits seit einigen Jahren in Graz/Wien. Daher galt es auch zu untersuchen, wie sich die jüngere und mobilere Generation hinsichtlich ihrer Spracheinstellungen und ihres Sprachverhaltens von der älteren Generation unterscheidet. Darüber hinaus handelt es sich bei den Gewährspersonen um Bekannte der Forscherin, da auch diese aus dem oben angeführten Ort kommt. Dies sollte ein gewisses Vertrauens- und Naheverhältnis schaffen, was sich für die Interviewsituation als äußerst hilfreich erweist. Es ist anzunehmen, dass die Probandinnen ehrlicher auf Fragen antworten und die Forscherin dadurch eher auf subjektive Deutungsmuster und Sinnstrukturen schließen kann. Zusätzlich wurde der höchste Bildungsabschluss der Gewährspersonen erhoben, um neben generationsbedingten auch bildungsbedingte

²² Im Zusammenhang mit den Fragestellungen der vorliegenden Arbeit wird Zweisprachigkeit als slowenisch-deutsche Zweisprachigkeit im Sinne der Kärntner Slowenen definiert. Da sich die windischsprechende Gewährsperson dieser nicht zugehörig fühlt, wird sie in der Kategorie „einsprachig“ angeführt.

Unterschiede reflektieren zu können. Im Hinblick auf die Auswahlkriterien der Gewährspersonen können also folgende demographische Daten festgehalten werden:

Demographische Daten der Gewährspersonen					
GP	Alter	Sozialisationsort	Aktueller Lebensmittelpunkt	Sprache(n)	Höchster Bildungsabschluss
Case 1	69	Winkel (bei St. Jakob im Rosental)	Ledenitzen	Deutsch, Windisch	Haushaltsschule Kloster
Case 2	72	Goritschach (Finkenstein)	Ledenitzen	Deutsch, Slowenisch	LBA (Volkschullehramt)
Case 3	23	Ledenitzen (Finkenstein)	Wien	Deutsch	MSc (WU) [Sozioökonomie]
Case 4	23	Ledenitzen (Finkenstein)	Graz	Deutsch, Slowenisch	BA (FH) [Soziale Arbeit]

3.2 Erhebung und Bearbeitung der Interviews

Aufgrund der Offenheit qualitativer Interviews scheint es erforderlich, im folgenden Abschnitt auf die einzelnen Interviewsituationen einzugehen und deren Ablauf kurz wiederzugeben. Im Anschluss wird das einfache Transkriptionssystem nach DRESING / PEHL (2013), mit dem die Interviews der vorliegenden Arbeit ausgewertet wurden, dargestellt.

3.2.1 Rahmenbedingungen der Interviews

Eine Reflexion über die Rahmenbedingungen der qualitativen Interviews – Aufnahmeort, Gesprächssituation, Ablauf und Dauer – erweist sich aus folgenden Gründen als unverzichtbar:

Jede Befragung stellt eine spezifische und soziale Situation dar. Dazu gehören nicht nur die Menschen, die miteinander sprechen, sondern auch die jeweilige Umgebung. [...] Gegenseitige Erwartungen, Wahrnehmungen aller Art beeinflussen Verhalten und verbale Reaktion. (ATTESLANDER 2010: 112)

Die Interviews fanden – bis auf Case 4 – in der gewohnten und vertrauten Umgebung der Gewährspersonen statt. Das Gespräch mit den zwei älteren Probandinnen wurde in Ledenitzen in deren Eigenheim geführt und das Gespräch mit den zwei jüngeren Probandinnen in Wien/Graz. Während die Wiener Studentin in ihrer Wohnung interviewt wurde, fand das Interview mit der

Grazer Studentin in einem Café²³ statt. Nach einem kurzen Austausch der Befindlichkeiten und Neuigkeiten bedankte sich die Forscherin bei den Gewährspersonen für deren Teilnahmebereitschaft. Alsdann wurden die Gewährspersonen darauf hingewiesen, dass das Interview aufgezeichnet wird, aber alle Daten anonym behandelt werden. Ihnen wurde vermittelt, dass sie nichts falsch machen können und ihre Erzählungen und Äußerungen in jedem Fall für die Forscherin gewinnbringend sind. Daher wurde darum gebeten, mit ehrlichen und ausführlichen Antworten auf die Fragestellungen zu reagieren. Anschließend galt es noch offen gebliebene Fragen der Gewährspersonen zu klären, bevor die Aufnahme²⁴ gestartet wurde.

Begonnen wurden die Interviews – wie bereits oben ausführlich erläutert – mit der Konzeption der Sprachportraits („Sprachmännchen“). Dieser sprachbiografische Zugang – einerseits um die Gewährspersonen dazu anzuleiten, über Sprachen/Varietäten zu sprechen, und andererseits um auf ihre subjektiven Sprachkonzepte schließen zu können – erwies sich als äußerst ergiebig. Da die Probandinnen ihren Zeichenvorgang kommentieren und ihr „Sprachmännchen“ anschließend interpretieren sollten, entwickelten sich die Gespräche in unterschiedliche Richtungen. Die Forscherin war dabei bedacht, aktiv zuzuhören und im geeigneten Moment Fragen zu stellen, um an die für das Forschungsinteresse relevante Information zu gelangen. Dabei war die Gesprächssituation relativ entspannt, da der Interviewleitfaden lediglich im Kopf der Forscherin präsent war und nicht ausgedruckt vorlag. Hier gilt es anzumerken, dass sich die jüngeren Probandinnen in der Interviewsituation wesentlich geübter fühlten und weniger bedacht auf ihre Äußerungen waren. Schließlich haben bereits beide im Laufe ihres Studiums mit qualitativen Interviews gearbeitet. Für die älteren Probandinnen hingegen war die Erfahrung, an einem Interview teilzunehmen, eine völlig neue. Dies zeigte sich in einer anfänglichen Nervosität und in bedachten Äußerungen, die sich jedoch mit fortschreitendem Gespräch reduzierten. Die Interviewdauer variierte je nach Gewährsperson sehr stark: Das kürzeste Interview kam auf eine Länge von rund 45 Minuten, das längste Interview dauerte eine Stunde und 23 Minuten. Es ist davon auszugehen, dass dies unweigerlich mit den individuellen Erfahrungen sowie mit der persönlichen Kompetenz und Bereitschaft der Gewährspersonen zusammenhängt, über sprachbiografische „Schlüsselerlebnisse“ zu erzählen. Am Ende wurde den Probandinnen die Möglichkeit gegeben, ihre Eindrücke zum Interview zu äußern. Die Forscherin bedankte sich für das Gespräch und stoppte die Aufnahme.

²³ Von Vorteil war, dass das besagte Café für solche Zwecke einen extra Raum zur Verfügung stellt. Dadurch konnte eine möglichst ruhige Gesprächssituation sichergestellt werden.

²⁴ Die Interviews wurden mit dem Smartphone der Forscherin (iPhone 6) aufgezeichnet.

Sprachlich wurden die Interviews im Dialekt geführt, da er für die Informantinnen und die Interviewerin die gewohnte und alltägliche Sprechweise darstellt. Darüber hinaus wurde angenommen, dass die Forscherin aufgrund der Ortsbekanntschaft mit den Gewährspersonen in einer dialektalen Sprechlage auf diese sowohl vertraulicher als auch authentischer wirkt.

3.2.2 Transkription der Interviews

Die Interviews wurden mit der Software MAXQDA transkribiert. In Anlehnung an das einfache Transkriptionssystem von DRESING / PEHL (2013) wurde wörtlich – nahe am Standard – und nicht lautsprachlich transkribiert, da in der vorliegenden Untersuchung weder phonetische noch phonologische Eigenschaften, sondern inhaltliche Aspekte des Gesprochenen im Fokus stehen. Demnach wurde der „vorhandene Dialekt [der Gewährspersonen] möglichst wortgenau ins Hochdeutsche übersetzt“ (DRESING / PEHL 2013: 21). Satzbaufehler wurden geglättet und Wortdoppelungen nur dann erfasst, wenn sie ein rhetorisches Stilmittel bildeten. Darüber hinaus wurden Wort- und Satzabbrüche mit / angezeigt, Pausen mit (...) markiert und Verständnissignale (*mhm, aha, genau, ja, ähm* etc.) nur dann transkribiert, wenn es sich dabei um eine Antwort handelte. Emotionale nonverbale Äußerungen (z. B. lachen) wurden in Klammern notiert. Bei einem unverständlichen Wortlaut wurde das vermutete Wort mit einem Fragezeichen in Klammer gesetzt. Blockbuchstaben stehen für besonders betonte Wörter der Gewährspersonen. Die interviewende Person wurde mit „I:“ und die befragte Person mit „B:“ gekennzeichnet. Des Weiteren finden sich im Transkript aus Gründen der Anonymität keine ausgeschriebenen Personennamen. Bei den von den Probandinnen oder der Forscherin im Interview genannten Namen wurde lediglich der Anfangsbuchstabe erfasst.

Die Transkripte finden sich aufgrund der sehr umfangreichen Länge nicht im Anhang, können aber bei Interesse bei der Forscherin eingesehen werden. Die Interviews wurden mit Case 1, Case 2, Case 3 und Case 4 betitelt und mit Zeilennummern (Z) versehen, um die unter den Ergebnissen (siehe Kap. 3.4) eingefügten Textpassagen im Transkript wiederzufinden.

3.3 Kategorienbildung und Kodierung

Die Software MAXQDA wurde nicht nur für die Transkription, sondern auch für die Auswertung des erhobenen Datenmaterials genutzt. Dabei fungierte das Analysetool als Kodierungs- und Kategorisierungshilfe.

Im Hinblick auf die Forschungsfragen wurden bereits vorab Annahmen und damit deduktiv Kategorien formuliert:

- (Kärntner) Dialekt
- Hochdeutsch
- (Slowenischer) Dialekt / Windisch
- Hochslowenisch
- Prestige und Stigma
- Kommunikative Funktionalität
- Zweisprachigkeit in Kärnten

Diese wurden im Zuge der induktiven Kategorisierung adaptiert bzw. erweitert. Es wurde folgendermaßen vorgegangen: Zunächst wurde das Transkript paraphrasiert. Gemäß der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) wurden alle für die vorliegende Arbeit inhaltsrelevanten Textstellen auf eine einheitliche Sprachebene übersetzt. Anschließend wurden die Paraphrasen kategorisiert. Das bedeutet, dass Paraphrasen mit ähnlichen Aussagen und ähnlichem Gegenstand unter eine Kategorie zusammengefasst wurden. Daraufhin wurden die deduktiv gebildeten Kategorien auf die Paraphrasen hin überprüft und adaptiert. Aus dieser induktiven Vorgehensweise resultierten letztlich folgende Kategorien und Subkategorien mit dazugehörigen Codes:

Kategorien und Subkategorien	Kodes
SPRACHREPERTOIRE (Kärntner) Dialekt Umgangssprache Hochdeutsch (Slowenischer) Dialekt / Windisch Hochslowenisch	Konzept (Kärntner) Dialekt Konzept Umgangssprache Konzept Hochdeutsch Konzept (slowenischer) Dialekt / Windisch Konzept Hochslowenisch Prestige/Stigma Orts-, Bundesländer-, Dialektloyalität Sprachwandel
SPRACHLICHE SOZIALISATION Kommunikation mit Kindern	(Sprach-)Biografische „Schlüsselerlebnisse“

SPRACHGEBRAUCH Code-Switching	Anwendungsbereich (Kärntner) Dialekt Anwendungsbereich Umgangssprache Anwendungsbereich Hochdeutsch Anwendungsbereich (slow.) Dialekt / Windisch Anwendungsbereich Hochslowenisch
ZWEISPRACHIGKEIT IN KÄRNTEN Zweisprachige Aktivitäten in Ledenitzen Kärntner Ortstafelstreit	(Sprach-)Biografische „Schlüsselerlebnisse“

Die Kategorie *Sprachrepertoire* stellt eine Analyse der „Sprachmännchen“ dar. Sie beinhaltet Aussagen der Gewährspersonen, die auf die varietätenspezifischen Konzepte aus laienlinguistischer Sicht schließen lassen. Zugleich wurden Aussagen hinsichtlich der „sozialen Bedeutung“ (Prestige und Stigma) ausgewertet, die die Probandinnen den einzelnen Sprachkonzepten zuschreiben. Ferner wurden Äußerungen zum Sprachwandel analysiert. Dabei fallen die Subkategorien je nach Informantin (einsprachig/zweisprachig) unterschiedlich aus. Unter die Kategorie *Sprachliche Sozialisation* wurden Aussagen der Probandinnen zur eigenen Sprachsozialisation im Elternhaus (primäre Sozialisation) und der Schule, Freunde usw. (sekundäre Sozialisation) sowie zur (hypothetisch zukünftigen) sprachlichen Erziehung ihrer Kinder zusammengefasst. Die Kategorie *Sprachgebrauch* führt Aussagen der Gewährspersonen zur kommunikativen Funktionalität der Sprachen/Varietäten an. Einstellungen der Probandinnen zur zweisprachigen Situation Kärntens, zu zweisprachigen Aktivitäten in Ledenitzen und zum „Kärntner Ortstafelstreit“ wurden in der Kategorie *Zweisprachigkeit in Kärnten* ausgewertet. Im Fokus standen dabei jeweils (sprach-)biografische „Schlüsselerlebnisse“.

3.4 Ergebnisse

3.4.1 Case 1

Informationen zur Aufnahme des Interviews und demographische Daten der Gewährsperson:

Aufnahmedatum:	15.02.2018
Interviewdauer:	01:07:06
Aufnahmeort:	Haus der Probandin in Ledenitzen
Alter:	69
Sozialisationsort:	Winkel (bei St. Jakob im Rosental)
Aktueller Lebensmittelpunkt:	Ledenitzen (seit 52 Jahren)
Studium/Beruf:	Pensionistin
Sozialisationsprache(n):	Deutsch, Windisch



Abb. 5: „Sprachmännchen“ Case 1

Kategorie: Sprachrepertoire

Da es für die Probandin herausfordernd war, über ihre varietätenspezifischen Sprachkonzepte zu reflektieren, versuchte die Interviewerin gezielt Fragen zu stellen. Zum Beispiel: „Sprechen Sie Dialekt? Wie heißt dieser Dialekt? Sprechen Sie neben Dialekt noch etwas?“

Aufgrund der Nervosität zu Beginn des Interviews vonseiten der Probandin wurde die Interviewerin gebeten das „Sprachmännchen“ anzumalen. Dabei folgte sie den Anweisungen der Probandin. Allerdings ist es der Informantin nicht leichtgefallen, ihre Reflexionen zu versprachlichen. Sie konnte zwar ihre subjektiv konzipierten Sprachformen benennen, aber diese nicht in Relation zueinander setzen. Bis auf das Herz gelang es der Probandin nicht zu kommentieren, warum sie die Sprachvarietäten in der Körpersilhouette entsprechend verortet hat (siehe Abb. 5). Insofern kann im Vergleich zu den anderen Gewährspersonen nur gemutmaßt werden, welche Bedeutung die Probandin mit einer Sprache/Varietät verbindet.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Informantin über ein bivarietares Konzept sowohl in der deutschen als auch in der slowenischen Sprache verfügt.

➤ Subkategorie: (Kärntner) Dialekt

Dieser Dialekt stellt für die Probandin die gewohnte und alltägliche Sprachform dar. „Dialekt“²⁵ zu sprechen bedeutet für sie „normal“ (Z 7) zu sprechen. Im „Sprachmännchen“ verortet sie den Dialekt einerseits im Herzen und andererseits im Kopf (siehe Abb. 5). Da sie den Dialekt als Herzform in die Körpersilhouette zeichnet und Deutsch als ihre Muttersprache definiert, ist davon auszugehen, dass die dialektale Sprechweise für die Informantin einen sehr hohen Stellenwert hat. Im Kopf sitzt der Dialekt womöglich deshalb, weil sich die Probandin darüber bewusst ist, dass sich dort das Sprachzentrum befindet.

Die Informantin bezeichnet ihren Dialekt als „Kärntner Dialekt oder so wie wir zu Hause reden“ (Z 333). Dass ihr der Dialekt gefällt, den sie spricht, begründet sie folgendermaßen:

[Gefällt Ihnen der Dialekt, den wir hier sprechen?] Ja, ist nichts zum Aussetzen eigentlich. Nein.
Man kann gut reden, man kann gut verstehen und (...) (Z 337)

Demnach schreibt sie ihrem Dialekt die Eigenschaft zu, verständlich zu sein. Was an ihrem Dialekt besonders ist, kann die Probandin nicht sagen. Das liegt ihrer Meinung nach daran, dass sie keine anderen Dialekte kennt:

²⁵ Die subjektiv konzipierten Sprachformen der Gewährspersonen werden in Anführungszeichen gesetzt, um zu veranschaulichen, dass es sich dabei um die Sprachkonzepte linguistischer Lai/innen handelt.

Man ist so aufgewachsen und so redet man, nicht? Das ist immer da, wo man zu Hause ist und wo man aufwächst und dass man dann so redet. (Z 341)

Allerdings ist ihr aufgefallen, dass sich dieser Dialekt bei ihren Kindern und Enkelkindern verändert hat. Letztere würden „überlegter“ und „anders“ (Z 375) sprechen. Die Probandin ist der Meinung, dass sie die Frage, ob den Österreicher/innen der „Kärntner Dialekt“ gefällt, nicht beantworten kann, da man das die Sprecher/innen selbst fragen müsste. Ihr selbst gefällt beispielsweise der „Schweizer Dialekt“ sehr gut. Dennoch könnte sie sich vorstellen, dass speziell Wiener/innen den „Kärntner Dialekt“ positiv bewerten.

In keinen ihren Äußerungen stellt sich der Dialekt als eine für die Probandin stigmatisierte oder mit Vorurteilen behaftete Sprachvarietät heraus. Dabei handelt es sich schlicht um die Alltagssprache der Informantin, die davon überzeugt ist, dass alle Bewohner/innen in Ledenitzen „Dialekt“ sprechen (vgl. Z 299). Dem Faktor Bundesländer- und Ortsloyalität kommt damit eine zentrale Bedeutung zu. In diesem Sinne ist der Dialekt für die Probandin prestigebesetzt.

➤ Subkategorie: Hochdeutsch

Neben „Dialekt“ verfügt die Probandin über ein weiteres Sprachkonzept, das sie „Hochdeutsch“ nennt. Allerdings beurteilt sie ihre Kompetenz „Hochdeutsch“ zu sprechen als äußerst rudimentär und meint, dass sie es lediglich hin und wieder versucht hat:

Ich habe mit den Gästen²⁶ auch probiert, Hochdeutsch zu sprechen. Ab und zu ist es gegangen, ab und zu ist es nicht gegangen. Aber wir haben auch ganz normal [Dialekt] geredet. (Z 17)

Ihren Aussagen zufolge verwendet die Informantin nur dann „Hochdeutsch“, wenn sie auf „Zugewanderte“ (Z 301), „Wiener“ (Z 305) oder „Deutsche“ (Z 309) trifft. Es ist davon auszugehen, dass es der Probandin im Magen liegt, „Hochdeutsch“ zu sprechen und sie deshalb den Bauch der Körpersilhouette für die Verortung dieses Sprachkonzepts wählt (siehe Abb. 5). Darüber hinaus bezeichnet sie jene, die „Hochdeutsch“ sprechen, als „angeberisch“ (Z 311):

Also wenn jetzt ein Deutscher kommt oder was, da sage ich nichts. Aber wenn jetzt ein Einheimischer kommt, der mit mir Hochdeutsch redet, sage ich: „Bitte sprich normal“. (Z 309)

Demnach wird „Hochdeutsch“ von der Probandin als eine fremde und prahlerische Sprechweise stigmatisiert. Für sie bedeutet „Hochdeutsch“, sich beim Sprechen zusammenzureißen (vgl. Z 597), was sich im Gegensatz zum Dialekt als äußerst anstrengend erweist.

²⁶ In Ledenitzen wurden in den 1980er/90er Jahren privat Zimmer vermietet. Auch die Probandin führte mit ihrem Mann eine Pension.

➤ Subkategorie: Windisch

Da sich die Probandin als zweisprachig betrachtet, verortet sie „Windisch“ nahe am Herzen und im Kopf der Körpersilhouette (siehe Abb. 5). Es ist anzunehmen, dass sich die Informantin mit der deutschen Sprache verbundener fühlt. Daher repräsentiert der Kern des Herzen den „Kärntner Dialekt“, der vom „windischen Dialekt“ umrandet wird.

„Windisch“ definiert die Probandin als eine „zusammengewürfelte Sprache“ (Z 255) bzw. als „Mixsprache“ (Z 261) aus slowenischen und deutschen Wörtern:

Ja zwischendrin, wenn du so redest, ab und zu fällt ein deutsches Wort auch hinein. Wenn einer eines in Slowenisch nicht sagen kann, dann sagt er es auf Deutsch, nicht? (Z 623)

Sie erinnerte sich an folgende Situation, die ihrem Empfinden nach sehr gut veranschaulicht, dass im „Windischen“ regelmäßig deutsche Wörter verwendet werden:

Haben wir einen gefragt, wie heißt denn „Lenkrad“ auf Slowenisch. „Ja wie wird er denn heißen, Lenkrad!“. (lachen) Wir haben so gelacht (...) Keinem ist eingefallen, wie ein „Lenkrad“ auf Slowenisch heißt. (Z 625)

Obwohl die Probandin davon ausgeht, dass „Windisch“ zum Teil aus Slowenisch und zum Teil aus Deutsch besteht, nennt sie „Windisch“ einen slowenischen Dialekt. Damit liegt implizit ein Bewusstsein vor, dass „Windisch“ der slowenischen Grammatik folgt. Darüber hinaus grenzt die Informantin ihren Dialekt von anderen in Kärnten, z. B. in Eisenkappel, Bleiburg und Hermagor, ab. Sie hält fest, dass „jedes Tal seinen eigenen Dialekt [hat]“ (Z 493), weil manche Wörter eine ganz andere Bedeutung haben. Insofern geht die Probandin davon aus, dass man „Windisch“ außerhalb ihrer Ortschaft nicht versteht:

Ich meine, mit der windischen Sprache kommst du ja nirgends hin. Also wenn du jetzt irgendwohin gehen willst, musst du schon ein bisschen auf Schrift hinaufgehen, dass sie dich verstehen. Oder musst Deutsch reden, weil die windische Sprache / Da hat man uns öfter schon gefragt: „Was habt denn ihr für eine Sprache?“ Weil das ist Dialekt, das ist Windisch. (Z 483)

Damit scheint die „windische Sprache“ für die Probandin hinsichtlich ihrer Nützlichkeit stigmatisiert zu sein. Ihrer Meinung nach wird „Windisch“ lediglich in mündlicher Form realisiert, eine schriftliche Variante existiert nicht (vgl. Z 239). Daher glaubt die Informantin, dass der windische Dialekt einmal „aussterben“ könnte:

Ja wie die Jungen dann mit dem um/ das weiß ich nicht. Wenn man da jetzt hört auf der anderen Seite von Slowenien oder so, wenn man die, wie heißen denn die, die (Gottscheer?) oder auf der anderen Seite die, die tun so auf Dialekt, sind nicht mehr viele Leute. Also und da reden sie noch immer den Dialekt und da versuchen sie den Kindern weiterzugeben, aber ich denke, alle Kinder nehmen das nicht an. Und das wird vielleicht hier auch einmal sein. (Z 363)

Für die Probandin hat die „windische Sprache“ eine identitätsstiftende Funktion. Ihren Aussagen zufolge hat sie nichts dagegen eine „Windische“ genannt zu werden. Es ist anzunehmen, dass sie sich dadurch von den Kärntner Slowenen abgrenzt (vgl. Z 564 ff.).

➤ Subkategorie: Hochslowenisch

Die Informantin verfügt neben „Windisch“ über ein weiteres Sprachkonzept, das sie „Hochslowenisch“ / „Sprachslowenisch“ / „Schriftslowenisch“ (Z 29) nennt. Diese Standardvarietät grenzt sie vom Dialekt folgendermaßen ab:

Das ist so wie bei „Dober dan, Koroška“ im Fernsehen da drin, die Hochdeutsch redet, was man Hochslowenisch, also richtig Windisch, äh (...) [...] Windisch nicht, die redet Slowenisch, aber Hoch/ Also so richtig Sprachslowenisch und man versteht ja die halben Wörter fast nicht. Weil Windisch verstehst ja, wenn du Windisch redest, aber wenn man jetzt richtig Schriftslowenisch redet, dann versteht man schon die halben Sachen nicht, was die eigentlich meinen. (Z 27 f.)

Demnach scheint es schlüssig, dass die Probandin „Hochslowenisch“ im Bauch der Körpersilhouette verortet (siehe Abb. 5), da ihr diese Sprechweise vermutlich ebenso im Magen liegt wie „Hochdeutsch“. Sie beschreibt es als ein „Bauchgefühl“ (Z 59), wenn sie mit dem „Hochslowenischen“ konfrontiert wird. Beispielsweise würde sie den Pfarrer in der Kirche nicht immer verstehen:

Da sind schon zwischendrin Wörter, wo ich mir denke: „Ah, was hat er denn jetzt gesagt?“ Oder auch bei den Kontakten²⁷, wenn man lesen tut Slowenisch, da sind slowenische Wörter drin, wo ich mir denke: „Ah, was meinen sie denn jetzt?“ (Z 251)

Ihren Aussagen zufolge betrachtet sich die Probandin als nicht kompetent genug, „Schriftslowenisch“ zu lesen oder zu sprechen. Am ehesten könnte sie es schreiben, da sie es einst in der Schule gelernt hat.

Im Gegensatz zum „Hochdeutschen“ empfindet die Informantin das „Hochslowenische“ nicht als angeberisch, sondern verbindet damit eine emotionale Wertigkeit:

Und alle slowenischen Lieder sind schöner. Also das fällt mir schon auf. Also die slowenischen Lieder sind viel schöner. Also es gibt auch viele schöne deutsche Lieder, da darf man nichts sagen, aber (...) Oder ist das noch von früher, weil wir in die Schule gegangen sind und in die Kirche gegangen sind? Weil da hat man ja müssen jeden Sonntag in die Kirche gehen und weil da immer nur slowenisch gesungen wurde, in der Kirche. Und dass das noch in mir ist. (Z 393)

²⁷ Das Kirchenblatt *Kontakt* („Farne vesti – Pfarrnachrichten“).

Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Im Verlauf des Interviews hat die Informantin mehrmals betont, dass sie zweisprachig aufgewachsen ist. Da ihre Mutter in die Schweiz gegangen ist, als sie sechs Monate alt war, kam sie zu den Großeltern nach Winkel (bei St. Jakob im Rosental). Diese haben untereinander „Windisch“ und mit der Probandin zum Teil „Windisch“ und zum Teil im „Kärntner Dialekt“ gesprochen. Während in Alltagssituationen vorwiegend der windische Dialekt verwendet wurde, bemühten sich der Informantin zufolge ihre Großeltern vor allem dann Deutsch zu sprechen, wenn es um Schulangelegenheiten ging:

[...] die meiste Zeit haben sie schon Windisch mit uns geredet. Höchstens wenn wir von der Schule irgendwas gehabt haben, dass sie da dann Deutsch mit uns gelernt haben oder gesagt haben: „Jetzt lies einmal ab.“ Aber die meiste Zeit war schon Windisch. (Z 81)

Auch mit ihren Tanten und Onkeln, mit denen sie bei ihren Großeltern aufgewachsen ist, hat die Informantin „Windisch“ gesprochen. Als die Probandin mit sechs Jahren das erste Mal ihre Mutter traf, musste sie mit ihr Deutsch sprechen, da diese in der Schweiz den „windischen Dialekt“ verlernt hatte. Dies beschrieb die Informantin als ein sehr einprägsames Erlebnis.

Obwohl sich die Probandin als zweisprachig – Deutsch und Windisch – betrachtet, fühlt sie sich eher der deutschen Sprache zugehörig. Auf die Frage, ob sie neben dem „Kärntner Dialekt“ auch den „windischen Dialekt“ als ihre Muttersprache bezeichnen würde, antwortete sie folgendermaßen:

[...] Wenn man jetzt Muttersprache sagt, dann tun sie [die Einheimischen] einen schon zu die Slowenen dazu. Und das will man nicht, dass sie sagen: „Das sind Slowener“. (Z 99)

Damit grenzt sich die Probandin von den Kärntner Slowenen ab und definiert sich über die Muttersprache „Deutsch“ als kärntentreue Österreicherin.

Was die sprachliche Sozialisation in Bildungsinstitutionen betrifft, wurde der Informantin zufolge im Kindergarten „Windisch“ gesprochen. Daher wurde sie erst in der Volksschule mit „Hochdeutsch“ konfrontiert und traf erstmals auf Kinder, die kein „Windisch“ konnten. In der dreijährigen Haushaltsschule im Kloster in St. Peter (bei St. Jakob im Rosental) hat sie schließlich „Schriftslowenisch“ gelernt. Da alle Fächer, bis auf den Deutschunterricht, auf Slowenisch waren, fühlte sie sich zu Schulzeiten in der slowenischen Rechtschreibung und Grammatik sogar etwas sicherer. Nach der Schrift sprechen konnte die Probandin allerdings nie, da auch im Kloster im Dialekt interagiert wurde. Darüber hinaus erinnerte sich die Probandin daran, dass sie ihre jugoslawischen Mitschülerinnen zum Teil nicht verstehen konnte, weil sie einen „ganz anderen Dialekt“ (Z 499) gesprochen haben.

Mit 18 Jahren heiratete die Probandin und zog nach Ledenitzen, wo sie mit ihrem Mann Zeit ihres Lebens in der Landwirtschaft tätig war. Aus sprachlicher Sicht wurde fortan Deutsch immer präsenter. „Windisch“ sprach sie eigentlich nur mehr mit ihrem Mann oder mit Nachbarn, die ebenso „Windisch“ konnten. Mit den Sommergästen übte sich die Informantin zeitweilig sogar im „Hochdeutsch“-Sprechen, bis sie erkannte, dass sie auch im „Dialekt“ verstanden wird:

Mit den Gästen habe ich schon zwischendurch [Hochdeutsch] geredet, aber dann haben sie gemerkt, wir verstehen uns ja auch so, wir müssen nicht Hochdeutsch reden. Oder wenn zwischendrin Wörter waren, die man im Dialekt gesagt hat oder so, dann haben sie schon gefragt: „Was ist das?“ (Z 307)

➤ Subkategorie: Kommunikation mit Kindern

Die Frage, wie die Probandin ihre Kinder sprachlich sozialisiert hat, erweist sich insbesondere hinsichtlich des „windischen Dialekts“ als äußerst interessant.

Die Informantin hat drei Kinder. Ihren Aussagen zufolge wurde zu Hause immer im „Kärntner Dialekt“ gesprochen. „Windisch“ wollten sie und ihr Mann den Kindern bewusst nicht weitergeben. Dafür konnte die Probandin allerdings keinen expliziten Grund nennen:

Das war / Damals waren schon die Gäste, dann haben sie [Kinder] schon mit den Gästen auch Deutsch geredet und (...) Ich kann gar nicht sagen, warum. Wir haben einfach Deutsch geredet. (Z 177)

Es ist davon auszugehen, dass „Windisch“ als stigmatisiert gilt. Obwohl die Probandin zweisprachig aufgewachsen ist, möchte sie nicht, dass „Windisch“ als ihre Muttersprache betrachtet wird. Viel zu groß scheint die Sorge, ansonsten der slowenischen Minderheit in Kärnten anzugehören. In Anbetracht dessen dürfte es der Probandin wichtig gewesen sein, ihre Kinder einsprachig zu erziehen. Da sie allerdings mit ihrem Mann vorwiegend „Windisch“ gesprochen hat, erwähnte die Informantin, dass ihre Kinder einige Wörter und Phrasen aufgeschnappt haben. Vor den Kindern bemühten sie sich Deutsch zu sprechen, außer „wenn irgendwas war, was die Buben nicht hören sollten, haben wir wieder Windisch geredet“ (Z 91). Die Probandin erzählte, dass sich ihr ältester Sohn ein Deutsch-Slowenisch Wörterbuch gekauft hat, „dass er dann zwischendurch ein bisschen gelernt hat, damit er gewusst hat, was das heißt“ (Z 91). Demnach scheint vonseiten der Kinder durchaus ein Interesse an der slowenischen Sprache und möglicherweise ein Unverständnis hinsichtlich der einsprachigen Erziehung zu bestehen.

Kategorie: Sprachgebrauch

In Bezug auf ihren Sprachgebrauch reflektierte die Probandin, dass sie „Windisch“ nur dann spricht, wenn ihr/e Gesprächspartner/in auch „Windisch“ kann. Ansonsten bevorzugt sie den „Kärntner Dialekt“. Generell würde sie im privaten Bereich hauptsächlich „Windisch“ und im öffentlichen Bereich ausnahmslos die deutsche Sprache verwenden (z. B. beim Einkaufen oder am Gemeindeamt). Daher kann festgehalten werden, dass die Informantin ihr Sprachverhalten sowohl personen- als auch ortsabhängig variiert. Allerdings gibt es Situationen, in denen es für die Probandin unangenehm ist, „Windisch“ zu sprechen:

Also wenn ich denke, da in Suetschach unten, wenn wir mit den Frauen fortfahren, da muss ich immer sagen: „Du, sind wir nicht alleine da. Tun wir Deutsch reden.“ (lachen) Weil wenn alles rundherum Deutsch ist und ich jetzt nur / Weil wenn wir alleine sind, macht es mir ja nichts, aber wenn mit / Wenn eine ganze Gruppe oder beim Tisch eine ganze Gruppe sitzt und die wird Slowenisch jetzt mit mir reden / So wie damals / [...] der eine Bekannte ist dann aufgestanden, hat er gesagt: „Ich verstehe eh nichts. Was werde ich denn hier sitzen?“ Also da sage ich schon: „Du, der S. oder der versteht nicht, tu Deutsch reden“. (Z 601)

Demnach würde die Probandin ihren „windischen Dialekt“ bewusst in der Öffentlichkeit und in größeren Gruppen, in denen nicht alle „Windisch“ verstehen, vermeiden. Ferner geht sie davon aus, dass in Ledenitzen lediglich die ältere Generation „Windisch“ spricht. Die „slowenischgesinnten“ Familien (Z 269) würden im Gegensatz zu den „windischen“ Sprecher/innen vereinzelt „hochslowenische“ Wörter benutzen.

➤ Subkategorie: Code-Switching

Im „Windischen“ fallen der Probandin zufolge immer wieder deutsche Wörter. Wenn sie Deutsch spricht, wechselt sie allerdings nur sehr selten die Sprache. Zum Code-Switching kommt es dann, wenn sie bewusst einen kommunikativen Effekt erzielen möchte:

[...] eigentlich nur, wenn ich einen Witz mache. Dann sage ich: „Du, ti si na trepa“, oder irgendwie so auf Slowen/ auf Windisch. (Z 197)

Dagegen würde ihr Mann vor allem dann zwischen den Sprachen wechseln, wenn ihm die deutschen Wörter nicht einfallen:

Also wenn mein Mann Deutsch redet und auch mit anderen Leuten, dann merke ich schon / Aber auch erst in letzter Zeit, früher nicht. Jetzt in letzter Zeit fängt er schon an, wenn er Deutsch redet, dass er zwischendurch slowenische Wörter sagt. (Z 195)

Des Weiteren beschreibt die Probandin – im Gegensatz zum beabsichtigten Sprachwechsel – ein Code-Switching, das spontan erfolgt. Wenn sie mit ihrem Mann „Windisch“ spricht und

plötzlich jemand dazu trifft, der kein „Windisch“ kann, wird intuitiv zum Deutschen gewechselt. Beispielsweise „wenn die Kinder hereinkommen und automatisch wird schon wieder Deutsch geredet“ (Z 189).

Mit Blick auf die deutschen Sprachvarietäten beschreibt die Informantin eine Situation, in der sie bewusst vom „Kärntner Dialekt“ zum „Hochdeutschen“ wechselt: „Wenn ich einen Witz mache, dann gebe ich eine hochdeutsche Antwort zurück“ (Z 307).

Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten

Die Probandin geht davon aus, dass man vor allem „durch die Politik und die Wahlen“ (Z 355) in Österreich weiß, dass Kärnten zweisprachig ist. Allerdings glaubt sie nicht, dass den Sprecher/innen abseits von Kärnten „Windisch“ ein Begriff ist. Sie erzählte, dass sie bereits öfter nach ihrer „zusammengemischte[n] Sprache“ (Z 357) gefragt wurde. Die Informantin selbst ist froh darüber, zweisprachig zu sein:

[...] weil wenn ich irgendwo bin und ich denke mir: „Schau, die reden jetzt Windisch oder die reden jetzt Slowenisch, das bekomme ich mit.“ Da musst dann aber lachen, was sie reden. Weil mir hat gerade gestern eine Frau erzählt, sie sind in der Schweiz mit der Tram gefahren (...) Der Mann war Schweizer, Kinder rundherum, und die Frau ist da von uns und [...] war auf Besuch dort. Und die haben auch Deutsch geredet, nicht? Und dann hat er, der Mann von der Frau, gesagt: „Weißt was, tut's Windisch reden, da versteht euch kein Mensch im Bus, in der Tram drin.“ Dann haben sie Windisch geredet und auf einmal meldet sich eine Frau daneben und sagt: „Ich verstehe euch aber“ auf Slowenisch. (Z 295)

Demnach erweist es sich für die Probandin als äußerst praktisch, „Windisch“ zu können. Sie sieht einen Vorteil darin, dass Kärnten zweisprachig ist, „weil wir ja nicht weit weg von der Grenze [zu Slowenien] sind“ (Z 517). Zugleich macht sie darauf aufmerksam, dass mit der Zweisprachigkeit Kärntens Konflikte einhergehen. Zum Beispiel ist es für die Informantin nicht nachvollziehbar, warum manche Kärntner Slowenen behaupten, kein Deutsch sprechen zu können. Sie erinnerte sich an eine kuriose Situation:

[...] so wie wir jetzt einmal in Villach in einem Geschäft waren. Da ist ein guter Bekannter von Latschach gekommen [und] hat einen Dolmetscher verlangt. Der wollte nicht Deutsch [sprechen], ist aber Lehrer. (Z 429)

In den Augen der Probandin wird sich die slowenische Minderheit nie vollends zufriedengeben, sondern immer mehr fordern, z. B. zweisprachige Ortstafeln. Daher würde Kärnten auch weiterhin zweisprachig bleiben, da „viel Jugend hinten nach [ist], die sagt: „Ja und wir sind das und wir werden das bleiben“ (Z 379).

Grundsätzlich geht die Informantin davon aus, dass die zweisprachige Situation Kärntens aufgrund seiner wirtschaftlichen Vorteile positiv bewertet wird:

Ist ja schön, also nicht? Wenn ich denke, in Villach im Kaufhaus Samonig, früher haben sie immer Zweisprachige gesucht. Weil sie von der anderen Seite her einkaufen gekommen sind. Da waren sie froh, dass hier Zweisprachige leben. (Z 379)

➤ **Subkategorie: Zweisprachige Aktivitäten in Kärnten**

Der Probandin sind in Ledenitzen folgende Institutionen bzw. Vereine bekannt, um Slowenisch lernen oder die Sprache anwenden zu können:

- der zweisprachige Kindergarten und die zweisprachige Volksschule,
- die slowenischen Kirchensänger,
- der Chor „Jepca“ und
- die slowenische Theatergruppe.

Zwar erinnert sich die Informantin nicht mehr an ihre Volksschulzeit, glaubt aber zu wissen, dass Slowenisch als Freigegegenstand besucht werden konnte. Während sie den zweisprachigen Bildungsinstitutionen sehr offen gegenübersteht und auch die zweisprachigen Sänger bzw. den Chor begrüßt, betrachtet sie die slowenische Theatergruppe als eine Aktivität der Kärntner Slowenen (vgl. Z 405).

➤ **Subkategorie: Kärntner Ortstafelstreit**

Den „Kärntner Ortstafelstreit“ hat die Probandin nur sehr oberflächlich verfolgt: „Weil Nachrichten da und da, ich schaue das nicht einmal an, weil [...] ich rege mich da zu viel auf“ (Z 441). An den „Ortstafelsturm“ der 1970er Jahre konnte sie sich kaum erinnern, da sie sich im Gegensatz zu ihrem Mann mit diesem Thema nicht beschäftigen wollte:

Nein ich / Mein Mann ist da anders. Der tut dann aber so, weißt eh: „Ach muss das sein oder was?“ [...] dann sage ich: „Ja du, ist ja zweisprachig, soll halt zweisprachig sein.“ (...) Das ist genauso wie, wie soll ich sagen (...) Wenn sie eine neue, wie soll ich sagen (...) Von der Politik aus irgendwas Neues machen, dann tun sie solange streiten und / Bis das durchgesetzt wird, ob das jetzt richtig war oder nicht richtig war: „Wir haben das durchgesetzt.“ Und da ist das gleiche: „Wir haben das jetzt durchgesetzt, wir bekommen zweisprachige Tafeln und jetzt passt es wieder.“ (Z 463)

Hinsichtlich ihrer Einstellung zu zweisprachigen Ortstafeln kann festgehalten werden, dass es der Informantin einerseits gleichgültig ist, ob deutsche und slowenische Ortsnamen angeführt werden, und andererseits kann sie nicht verstehen, weshalb zweisprachige Ortstafeln notwendig

sind, wenn es Jahre lang ohne sie funktioniert hat (vgl. Z 435). Auch die Lösung im Ortstafelstreit²⁸ betrachtet sie mit nüchternen Augen:

Also ich sage, mir ist es egal. Wenn sie sie [zweisprachige Ortstafeln] aufstellen, kann man eh nichts dagegen machen. Weil die [Kärntner Slowenen] kommen und gehen durch. Die klopfen solange, bis sie das erreichen und dann werden sie aufgestellt (...) (Z 461)

Daher ist es der Probandin kein Anliegen, eine zweisprachige Ortstafel in Ledenitzen aufzustellen. Letztlich ist sie der Meinung, dass der Ortstafelstreit unnötig war, da „sie [Kärntner Slowenen] schon alles bekommen und alles haben“ (Z 429).

²⁸ Im April 2011 hat man sich „auf die Aufstellung zweisprachiger Ortstafeln in allen Orten mit mindestens 17,5 % slowenischsprachiger Bevölkerung auf Basis der Volkszählung von 2001 geeinigt“ (POHL 2017: 281).

3.4.2 Case 2

Informationen zur Aufnahme des Interviews und demographische Daten der Gewährsperson:

Aufnahmedatum:	16.02.2018
Interviewdauer:	00:54:46
Aufnahmeort:	Haus der Probandin in Ledenitzen
Alter:	72
Sozialisationsort:	Goritschach (Finkenstein)
Aktueller Lebensmittelpunkt:	Ledenitzen (seit 51 Jahren)
Studium/Beruf:	pensionierte Volksschullehrerin
Sozialisierungssprache(n):	Deutsch, Slowenisch



Abb. 6: „Sprachmännchen“ Case 2

Kategorie: Sprachrepertoire

Die Probandin machte im Interview einen sehr reflektierten Eindruck, da sie über konkrete Vorstellungen ihrer varietätenspezifischen Konzepte verfügt und diese ohne weiteres versprachlichen konnte. Bei der Interpretation der Körpersilhouette bediente sie sich einer bestimmten Körpermetaphorik und verortete ihre subjektiv konzipierten Sprachformen ihren Bedeutungen entsprechend im „Sprachmännchen“. Neben der deutschen und slowenischen Sprache erwähnte die Probandin Italienisch und Englisch. Während sie es bedauert, Italienisch nicht sprechen zu können, beschreibt sie ihre Englischkenntnisse als äußerst rudimentär: „Das bleibt mir im Hals stecken“ (Z 53).

In Deutsch und Slowenisch verfügt die Probandin über ein bivarietares Sprachkonzept.

➤ **Subkategorie: (Kärntner) Dialekt**

Zu Beginn des Interviews stellte die Probandin fest, dass sie ohne die deutsche Sprache in Österreich nicht auskommt. In ihrem Körperbild ist Deutsch in den Armen und Händen verankert (siehe Abb. 6). Und weil sie zwischen zwei Varietäten unterscheidet, verortet sie den „Dialekt“ seiner sozialen Bedeutung entsprechend in der etwas größeren Hand, die nach oben zeigt:

Und nachdem es mehrere Arten von Deutsch gibt, ist da nachher der Dialekt auch. Und ich glaube, es ist auch so die Hände, weil man hat damit zu tun, man verdient damit sein Geld oder so irgendwie, das ist einfach / Also wirklich wichtig ist (...) (Z 7)

Nonstandardsprachliche Varietäten werden von der Informantin als „Dialekt“ und „Umgangssprache“ im Sinne ein und desselben Sprachkonzepts bezeichnet. Sie definiert es als die Art und Weise, „wie wir halt reden“ (Z 43). Demnach stellt die „Umgangssprache“ ihre gewohnte und alltägliche Sprachform dar, die sich in einer dialektalen Sprechlage zeigt. Ihren Dialekt bezeichnet die Informantin als „Kärntner Dialekt“, wobei dieser Begriff ihrer Meinung nach zu unspezifisch ist:

Es ist sogar, ich glaube (...) „Kärntner Dialekt“ zu viel gesagt, es ist doch ziemlich an den Ort bezogen. Äh man kann sagen „Südkärntner Dialekt“ oder „Faaker-See-Dialekt“ oder so irgendwie. (Z 69)

Demzufolge verbindet die Probandin ihren eigenen Dialekt mit der Südkärntner Landschaft, den Bergen und Seen, wodurch dieser eine sehr positive Bewertung erfährt. Sie charakterisiert ihren Dialekt als „besonders schön“ (Z 69) und geht davon aus, dass dies österreichweit – vor allem in Wien – genauso empfunden wird. Die Frage, was besonders am „Kärntner Dialekt“ ist, beantwortete die Gewährsperson folgendermaßen:

Er ist nicht Schriftsprache und doch ist er ziemlich klar und deutlich, ohne Verschnörkelungen im Mund und ohne Buchstaben auszulassen [...] (Z 261)

Ihrem Dialekt schreibt die Informantin die Eigenschaft zu, äußerst verständlich zu sein. Daher ist es ihr ein Anliegen, dass er weiterhin gepflegt und an die nächste Generation weitergegeben wird. Sie selbst glaubt nicht, dass der Dialekt einmal „aussterben“ könnte, auch wenn sie merkt, dass er sich bei ihren Kindern und Enkelkindern verändert hat:

Es sind oft ein paar Ausdrücke, die schon so selten verwendet werden und so irgendwie / Und ich bin immer froh, dass ich sie noch kenne. (Z 141)

Diesbezüglich spielt die Probandin sowohl auf den „Kärntner Dialekt“ als auch auf den „slowenischen Dialekt“ an, die ihrem Empfinden nach die „schönste[n]“ (Z 25) sind. Es ist davon auszugehen, dass für sie der „Kärntner Dialekt“ ein sehr hohes Prestige genießt, da es sich dabei um ihre Alltagssprache handelt. Im Interview wurde die dialektale Varietät vonseiten der Gewährsperson an keiner Stelle als mit Vorurteilen behaftet oder als stigmatisiert betrachtet.

➤ Subkategorie: Hochdeutsch

Neben „Dialekt“ existiert für die Probandin eine weitere Sprachvarietät im Deutschen, die sie „Schriftsprache“ nennt:

Nein Hochdeutsch reden wir nicht, wir reden Schriftsprache. (Z 49)

[...] mir gefällt überhaupt Schriftsprache besser. (Z 65)

Im „Sprachmännchen“ verortet sie die „Schriftsprache“ – ebenso wie den „Dialekt“ – in den Armen und Händen der Körpersilhouette, weil „man damit sein Geld [verdient]“ (Z 7). Ihrer sozialen Bedeutung entsprechend wurde die „Schriftsprache“ mit dem nach unten hängenden, kleineren Arm verbunden (siehe Abb. 6). Damit geht unweigerlich eine Wertigkeit zwischen der dialektalen und standardsprachlichen Varietät einher. Die Informantin erzählte, dass sie die „Schriftsprache“ lange Zeit als stigmatisiert betrachtet hat. Dies änderte sich erst, als sie ihre Schwiegertochter, „eine schriftsprachendeutsch Sprechende“ (Z 271), kennenlernte:

[Welchen Eindruck hat jemand auf Sie, der Hochdeutsch spricht oder Schriftsprache?] Man hat gewisse Vorurteile schon gehabt und ich war sogar bei einem Seminar später einmal in der Pädag und da ist eben der Deutsche definiert worden. Genauso, wie wir gesagt haben: fleißig, sauber und und und. So irgendwie war das. Das hat man dem Deutschen zugeordnet gehabt. Und dort war ein Plakat, ich weiß ganz genau. Und dann, wenn ich das mit meiner Schwiegertochter und mit ihren Verwandten oder so irgendwie / Und da sieht man eigentlich, dass das wirklich ganz anders ist. Dass sie ganz lebenswürdig sind und auch nicht nur, fleißig schon sind, aber dass sie auch (...) viel Zeit für Spiele haben, für Muse haben, für Unterhaltung haben und so. (Z 273)

Demzufolge assoziiert die Probandin mit der „Schriftsprache“ Sprecher/innen, die aus Deutschland kommen. Vorurteile, die sie diesen gegenüber hatte, wurden auf das Konzept „Schriftsprache“ übertragen. Die Bekanntschaft mit ihrer Schwiegertochter führte schließlich zu einer Einstellungsänderung.

➤ Subkategorie: (Slowenischer) Dialekt

Der „slowenische Dialekt“ sitzt für die Probandin im Herzen der Körpersilhouette, da es sich dabei um ihre Muttersprache handelt (siehe Abb. 6):

Im Herzen verankert ist das Slowenische, weil das halt meine Familie war und das Dorf früher so irgendwie (...) Weil zu meiner Zeit ist im Dorf ja noch sehr viel Slowenisch bzw. slowenischer Dialekt gesprochen worden. (Z 7)

Folglich bezeichnet die Informantin ihren Dialekt als „slowenischen Dialekt“. Auf die Frage, ob sich dieser vom „windischen Dialekt“ unterscheidet, antwortete die Gewährsperson wie folgt:

Es ist schon Windisch, man soll es aber nicht als „Windisch“ bezeichnen. Weil das war ein Politikum damals irgendwo mit dem / Und es haben sich manche sehr gestoßen daran. (Z 55)

Demnach ist der Begriff „Windisch“ für die Probandin sehr negativ konnotiert, da sie sich darüber bewusst ist, dass in den Jahren rund um die Kärntner Volksabstimmung die „Windischen“ im Gegensatz zu den „Slowenen“ als kärntentreu galten:

Das ist (...) Ich habe da jetzt einfach zu wenig / Irgendwie hat sich das einmal politisch geteilt und da haben sie gesagt: „Die Windischen sind die echten Kärntner Slowenen und die anderen sind eigentlich / Die gehören ho-ruck über die Karawanken“. Ich weiß nicht, ob das (...) Ich habe das dann zu wenig verfolgt oder so irgendwie. (Z 229)

Sprachlich gesehen ist der windische und slowenische Dialekt für die Probandin dasselbe. Allerdings würde sie ihren Dialekt nicht als eine zusammengewürfelte Sprache aus Deutsch und Windisch bezeichnen, sondern als eine dialektale Varietät des „Schriftslowenischen“. Um dies zu veranschaulichen, führte die Gewährsperson ein Beispiel an: „*Jabolko* ist der Apfel und *Abko* ist es im Dialekt“ (Z 205). Gleichzeitig ist es der Probandin zufolge für den „slowenischen Dialekt“ in Kärnten typisch, dass beim Sprechen deutsche Lehnwörter gebraucht werden: „Und ein paar Wörter leihen wir uns aus, ja“ (Z 209). Aufgrund dessen geht die Informantin davon aus, dass der „slowenische Dialekt“ sehr positiv wahrgenommen wird. Ihrer Meinung nach klingt er äußerst „nett“ und „niedlich“ (Z 261):

Ich habe einmal mein Enkelkind gelockt und dann habe ich auch Slowenisch dazu geredet. Und da war eine Frau und die hat gesagt: Sie hat mir zugehört und so, wie nett das klingt und wie niedlich das geklungen hat, wie ich da mit dem Kind, wie ich es jetzt in den Schlaf gewogen

habe oder so irgendwie. Und ich habe mir gedacht: „Ja, andere Leute empfinden das jetzt vielleicht auch so, dass es schön klingt, ja“. (Z 261)

Die Probandin fühlt sich mit dem „kärntnerslowenischen Dialekt“ emotional verbunden. Folglich kann sie als dialektloyal betrachtet werden.

➤ Subkategorie: Hochslowenisch

Die Standardsprache im Slowenischen nennt die Informantin „slowenische Schriftsprache“ oder „Schriftslowenisch“ und verortet diese Varietät im Gehirn der Körpersilhouette (siehe Abb. 6). Das hängt damit zusammen, dass sie sich in der deutschen „Schriftsprache“ sicherer fühlt:

Meine Schwierigkeit war immer die Satzstellung. Ich sehe jetzt noch meine Schularbeiten so irgendwie, wo der Lehrer dann immer so einen Strich gemacht hat (...) „Das Zeitwort gehört früher“ und so. Und ich habe es ein bisschen vielleicht, wenn man vom Deutschen gekommen ist, habe ich die Satzstellung im Slowenischen nicht so ganz perfekt immer gehabt. (Z 193)

Im Zuge ihrer Ausbildung zur Volksschullehrerin wählte die Probandin Slowenisch als Unterrichtsfach, um in einer zweisprachigen Volksschule unterrichten zu können. Sie beschreibt, wie sich in diesem Abschnitt ihres Lebens die slowenische Sprache immer mehr „verfeinert“ (Z 131) hat und sie sprachliche Fortschritte viel bewusster wahrnehmen konnte als im Deutschen. Da es der Informantin sehr wichtig war, „Schriftslowenisch“ zu lernen, dürfte sie der slowenischen Standardsprache ein hohes Prestige zuschreiben.

Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Die Probandin ist in Goritschach, einer kleinen Ortschaft der Gemeinde Finkenstein, aufgewachsen. Ihr Elternhaus und damit das Umfeld ihrer primären Sozialisation beschreibt sie folgendermaßen:

Meine Eltern waren ein Phänomen so irgendwie. Es war / Der Vater war aus einem slowenischorientierten Haus oder Schwerpunkt Slowenisch und die Mutter aus einem ganz deutschorientierten Haus. Aber irgendwie hat die Liebe sie zusammengebracht und das war nie ein Problem. Und wir haben genau gewusst: mit der Großmutter väterlicher Seite reden wir Slowenisch, mit dem Großvater mütterlicher Seite reden wir Deutsch. (Z 75)

Demnach wurde die Probandin zweisprachig erzogen. Wie bei den Großeltern wechselten sie und ihre sechs Jahre ältere Schwester auch bei den Eltern ihre Sprache. Während sie mit dem Vater Slowenisch gesprochen haben, wurde mit der Mutter auf Deutsch kommuniziert. Dabei stellte jeweils der Dialekt die Sozialisationssprache dar: „Slowenischer Dialekt“ und „Kärntner Dialekt“. Weil sie ständig zwischen den Sprachen switchte, geht die Probandin davon aus, dass sie als Kind kein „schönes Slowenisch“ (Z 85) gesprochen hat:

Es ist vielleicht auch dadurch / Also ich habe dann auch kein schönes Slowenisch gesprochen, weil wir einfach viele Fremdwörter darin gehabt haben. Es ist so wie der Laibacher Dialekt, da sagen Sie auch: „Grem na Balkon Teppiche klopfat“. (lachen) Also wir haben einfach, ja sehr viele Fremdwörter darin gehabt, sozusagen. (Z 85)

Unter „Fremdwörter“ versteht die Informantin Lehnwörter aus dem Deutschen im „kärntner-slowenischen Dialekt“. Des Weiteren erzählte die Probandin, dass sie auch mit ihrer Schwester in der „Umgangssprache Slowenisch“ (Z 87) gesprochen hat. Es gab kaum Kinder in ihrer Ortschaft, daher ist sie hauptsächlich mit ihren Großeltern und älteren Personen zusammen gewesen, die auch den „slowenischen Dialekt“ verwendeten. Da sie nicht in den Kindergarten gegangen war, traf sie erstmals in der Volksschule auf andere Kinder. Die Probandin stellte fest, dass „in der Schule die Umgangssprache dann schon Deutsch [war]“ (Z 91). Soweit sie sich erinnern konnte, war der Deutsch- und Slowenischunterricht für alle Kinder verpflichtend, auch in der Hauptschule:

Ich weiß, dass wir in der Hauptschule / Dann in der Hauptschule war es auch noch zwei Jahre verpflichtend. Dass wir da die Schriftsprache gelernt haben. Dass wir ganz fasziniert waren von manchen Wörtern. Zum Beispiel „Nalivno pero“, dass das die Füllfeder ist. Das war uns gar kein Begriff in Goritschach früher. (Z 105)

Demnach wurde der Probandin erstmals in der Hauptschule der Unterschied zwischen „Schrift-slowenisch“ und „Dialekt“ bewusst. Als es in der dritten Klasse die Möglichkeit gab, sich vom Slowenischunterricht abzumelden, nutzten der Informantin zufolge viele ihrer Mitschüler/innen die Gelegenheit. Sie selbst ist froh darüber, dass sie weiterhin Slowenisch gelernt hat, da sich in dieser Zeit ihre standardsprachliche Kompetenz enorm weiterentwickeln konnte:

In Deutsch ist es mir vielleicht weniger aufgefallen. Sie ist einfach so daneben her / Das war so oder so irgendwie. Wohingegen im Slowenischen doch ziemlich (...) Äh ziemlich bewusst und oft auch mit Wörterbuch, dass man die Schularbeit schreibt oder die Hausaufgaben schreiben hat müssen, weil man manches nicht gewusst hat oder so. Und dass man sich dann (...) bemüht hat, durchzukommen. (Z 133)

In der LBA (Lehrer/innenbildungsanstalt) war es für die Probandin schließlich äußerst vorteilhaft, Slowenisch zu sprechen. Da in ihrem Jahrgang lediglich acht Schüler/innen Slowenisch als Unterrichtsfach gewählt hatten, bekam sie später in den zweisprachigen Ortschaften Föderlach, Latschach und letztlich in Ledenitzen eine Stelle als Volksschullehrerin.

➤ Subkategorie: Kommunikation mit Kindern

Die Probandin hat drei Kinder, die ebenfalls zweisprachig aufgewachsen sind. Im Unterschied zu ihrem Elternhaus, indem der Vater Slowenisch und die Mutter Deutsch gesprochen hat, ha-

ben sie und ihr Mann ihre Kinder gemeinsam im „Kärntner Dialekt“ und „slowenischen Dialekt“ sozialisiert. Demnach war es der Informantin ein Anliegen, dass jene in der Volksschule den Slowenischunterricht und später das Slowenische Gymnasium in Klagenfurt besuchten.

Kategorie: Sprachgebrauch

Die Probandin bezeichnet sich selbst sowohl im Deutschen als auch im Slowenischen als Dialektsprecherin. In der Standardsprache würde sie kaum sprechen. Da sie sich allerdings in der deutschen „Schriftsprache“ wesentlich sicherer fühlt als in der slowenischen, ist sie darauf bedacht, gelegentlich ein Buch und das Kirchenblatt sogar vorzugsweise auf Slowenisch zu lesen. Der Informantin ist es ein Anliegen, ihren Wortschatz im „Schriftslowenischen“ zu erweitern:

Im Auto da höre ich immer „Radio Agora“. Und eben wegen des Wortschatzes. Da sind viele Wörter, schon wenn der Wetterbericht ist und so weiter, die mir ja sonst nicht so geläufig wären oder so irgendwie. Ich weiß schon, wann die Sonne scheint, aber alles (...) (Z 255)

Bezüglich ihres Sprachgebrauchs erwähnte die Probandin, dass es personenabhängig ist, welche Sprache und Varietät sie verwendet. Je nachdem, ob sie auf Deutsch oder Slowenisch bzw. im „Dialekt“ oder „nach der Schrift“ angesprochen wird, führt sie die Interaktion in der jeweiligen Sprachvarietät fort. Während die Familie ihres Mannes den slowenischsprachigen Umgang sehr pflegt, würde in ihrer Verwandtschaft kaum mehr Slowenisch gesprochen, „weil es ist weiter geheiratet worden“ (Z 157). Darüber hinaus erzählte die Informantin, dass sie damals, als sie nach Ledenitzen gezogen war, darauf geachtet hat, die Ortansässigen auf Deutsch zu grüßen:

Ich kann mich nur erinnern, einmal bei der Busstation (...) Habe ich eine Frau mit „Guten Morgen“ begrüßt und das war die alte Frau Z. und die hat gesagt: „Dobro jutro! Mir kannst schon ‘Dobro jutro’ sagen“. (Z 213)

Es ist anzunehmen, dass die Probandin Slowenisch in privaten Kreisen und Deutsch in öffentlichen Angelegenheiten verwendet. Beispielsweise erwähnte sie, dass sie mit ihrer Katze immer Slowenisch spricht. Folglich dürfte mit der slowenischen Sprache eine starke emotionale Verbundenheit einhergehen.

➤ Subkategorie: Code-Switching

Die Probandin erzählte, dass sie mit ihrem Mann und ihren Kindern sehr oft zwischen Slowenisch und Deutsch hin und her gewechselt hat:

Wie es gerade gekommen ist, haben wir Deutsch geredet, haben wir Slowenisch geredet. Und es waren immer die Gäste vom Schwager, die sind Wiener, so fasziniert [...]: „Weil ihr wechselt einfach von einer Sprache in die andere und dann geht das wieder so weiter“. (Z 147)

Zum Code-Switching kommt es der Informantin zufolge ganz automatisch, ohne darüber nachzudenken. Auf die Frage, ob nur innerhalb eines Redebeitrages oder sogar innerhalb eines Satzes zwischen den Sprachen gewechselt wird, antwortete sie wie folgt:

In einem Satz nicht, einen Punkt machen wir vielleicht noch. Aber danach / (lachen). (Z 151)

Darüber hinaus erwähnte die Probandin, dass sie auch bei der Kommunikation via Handy zwischen den Sprachen switcht:

Ich schreibe oft eine SMS und zum Schluss schreibe ich zwei slowenische Sätze dazu oder so. (Z 159)

Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten

Aufgrund persönlicher Erfahrungen vermutet die Probandin, dass die meisten Österreicher/innen nicht wissen, dass Kärnten zweisprachig ist. Sie hat öfter gehört: „Da wird ja wirklich noch Slowenisch geredet“ (Z 263). Da mittlerweile sehr viele Kärntner/innen in Wien leben, könnte sich die Informantin vorstellen, dass man dort am ehesten über die zweisprachige Situation Kärntens Bescheid weiß. Die Informantin geht davon aus, dass dies zum Teil positiv und zum Teil negativ wahrgenommen wird. Sie selbst ist äußerst froh, zweisprachig aufgewachsen zu sein. Deshalb hätte sie als Volksschullehrerin in Südkärnten viele Vorteile gehabt. Da die Probandin nie in Gaststätten oder dergleichen unterwegs war, wo einem die Menschen gegenüber gehässig werden, weil man Kärntner Slowene ist, hat sie bisher keine negativen Erfahrungen hinsichtlich ihrer Zweisprachigkeit gemacht. Allerdings würden der Informantin zufolge viele Kärntner Slowenen auf das Thema „Windisch“ sehr sensibel reagieren:

Ich kann mich erinnern, dass ich einmal bei einem Seminar war und da war eine Kollegin auch mit und da ist auch das Windische angesprochen worden. Und die hat sich so gekränkt gefühlt, dass sie beim Heimgehen geweint hat. (Z 225)

Darüber hinaus reflektierte die Informantin, dass nicht ihre Generation, sondern die Generation ihrer Kinder auf Konflikte hinsichtlich ihrer Zweisprachigkeit gestoßen ist. Ihre Tochter wurde beispielsweise dadurch, dass sie das Slowenische Gymnasium besuchte, mit viel Negativem konfrontiert. Die Frage nach ihrer Identität begleitete sie bis ins Erwachsenenalter. Heute würde sie sich wie die Probandin als Kärntner Slowenin bezeichnen. Für sie repräsentiert die slowenische Minderheit in Kärnten einen eigenen „Volksstamm“ (Z 319):

Aber ich fühle mich eigentlich wirklich als Kärntner Slowenin und nicht irgendwie als Teil von den Slowenen Slowenen oder so irgendwie. Und als Überbleibsel von der Völkerwanderung seiner Zeit und so weiter, nicht? (...) Und in der Art also würde ich mir auch wünschen und würde ich auch hoffen, dass es so erhalten bleibt. (Z 319)

Die Informantin geht davon aus, dass Kärnten zweisprachig bleiben wird. Letztlich auch deswegen, weil sich das zweisprachige Bildungssystem ihrer Ansicht nach zunehmend verbessert und vermehrt einsprachige Familien daran teilnehmen.

➤ Subkategorie: Zweisprachige Aktivitäten in Kärnten

Was das zweisprachige Bildungsangebot in Ledenitzen betrifft, konnte die Probandin als pensionierte Volksschullehrerin feststellen, dass sich mittlerweile einiges verändert hat:

Und jetzt dadurch, weil sie im Kindergarten schon so einen Grund zusammen bekommen, die bekommen wirklich ein Grundwissen. Das System, wie es da läuft, ist eigentlich sehr lobenswert. Und dann kommen sie in die Schule doch mit gewissen Kenntnissen und auf das baut man dann leichter auf. Das Lesen und Schreiben. Und ich sehe auch, sie haben ja wunderbare Hilfsmittel und Bücher, also wirklich äh (...) Lehrbehelfe eben, die man sich wirklich wünschen kann. (Z 173)

Der Informantin zufolge hat sich das zweisprachige Schulsystem nach und nach verbessert. Sie selbst stand damals vor der Herausforderung, slowenischsprachige Kinder und Kinder, die nicht zum Slowenischunterricht angemeldet waren, im so genannten „Gesamtunterricht“ (Z 139) gemeinsam zu unterrichten. Als das „Zweilehrersystem“ (Z 177) eingeführt wurde, konnte sich eine Lehrperson den einsprachigen und die andere den zweisprachigen Schüler/innen widmen, was das Unterrichten wesentlich angenehmer gestaltete. Dass es inzwischen aufgrund der zahlreichen Anmeldungen zum Slowenischunterricht eine einsprachige und eine zweisprachige Klasse gibt, bewertet die Probandin äußerst positiv. Ihrer Ansicht nach ist das deshalb möglich, weil viele Kinder aus einem nichtslowenischen Elternhaus den zweisprachigen Kindergarten und die zweisprachige Volksschule besuchen. Ein zunehmendes Interesse zeigt sich der Probandin zufolge auch an der Teilnahme der Aktivitäten des kärntnerslowenischen Kulturvereins:

Die haben jetzt nämlich auch eine Theatergruppe, ich glaube die bewährt sich recht gut. Und da gehen die Kinder auch sehr gerne hin, so wie ich das verfolgen kann (...) Und vor allem die Volksschulklasse vom B. war eine sehr begabte Klasse, haben sie gesagt. Und die sind dann in alle Richtungen, nach Villach, nach St. Jakob, nach Klagenfurt und so in die Schulen gekommen und da hat man die A. gefragt, ob es irgendeine Möglichkeit gebe, dass sie irgendwie das Slowenische nicht ganz so schnell vergessen. Und da haben Sie diese Theatergruppe gebildet und da kommt [...] ein Profi und macht das sprachlich mit ihnen. Und ich war bei der Aufführung und habe mich nur gewundert, welche Aussprache die Kinder haben. (Z 281)

Da die Kinder der Volksschulklasse ihres Enkelsohnes verschiedene weiterführende Schulen besuchen, in denen es keinen Slowenischunterricht gibt, wurde die Theatergruppe gegründet.

In Anbetracht dessen hat sich ihrer Meinung nach das Klima in Kärnten hinsichtlich der Zweisprachigkeit zum Positiven gewandelt.

➤ **Subkategorie: Kärntner Ortstafelstreit**

Zum Thema „Kärntner Ortstafelstreit“ konnte die Probandin nicht sehr viel berichten:

Also ich kann mich da wenig erinnern. [...] Da war gerade unser (...) M. war gerade klein, als Baby. Und ich war so konzentriert auf dieses Kind, sodass das eigentlich an mir ziemlich vorbeigegangen ist. Ich habe dann im Fernsehen oft einmal was gesehen oder so irgendwie. Ich habe jetzt auch gesehen, dass zum Beispiel Goritschach, also mein Heimatdorf, eine zweisprachige Tafel bekommen hat, obwohl es nicht mehr viele Sprachslowenen gibt. Und (...) Ich freue mich über jede Tafel, aber es ist auch nicht mein Grundbedürfnis, muss ich jetzt sagen. (Z 295)

Da die Informantin auf die Erziehung der Kinder fokussiert war, setzte sie sich kaum mit der Thematik auseinander. Ihren Aussagen zufolge oblag dies ihrem Mann. Den „Ortstafelsturm“ der 1970er Jahre assoziierte sie mit „Streiterei“ und „Herausreißen“ (Z 303). Daher war sie sehr froh, als endlich eine Lösung gefunden wurde. Obwohl sie sich grundsätzlich über jede zweisprachige Ortstafel freut, die aufgestellt wird, geht sie davon aus, dass eine für Ledenitzen ungeeignet wäre. Der Probandin ist es vielmehr ein Anliegen, „dass sich jeder auch bemüht mit dem anderen auszukommen“ (Z 317). Dies müsste ihrer Meinung nach bereits „im kleinsten Rahmen“ (Z 317) geschehen, da man sich auf die Politik nicht verlassen könnte.

3.4.3 Case 3

Informationen zur Aufnahme des Interviews und demographische Daten der Gewährsperson:

Aufnahmedatum:	24.02.2018
Interviewdauer:	00:44:26
Aufnahmeort:	Wohnung der Probandin in Wien
Alter:	23
Sozialisationsort:	Ledenitzen
Aktueller Lebensmittelpunkt:	Wien
Studium/Beruf:	Sozioökonomie (MSc WU)
Sozialisationssprache(n):	Deutsch



Abb. 7: „Sprachmännchen“ Case 3

Kategorie: Sprachrepertoire

Im Sprachrepertoire der Probandin finden sich neben Deutsch, das bei ihr „recht präsent“ ist (Z 9) und daher in der Körpersilhouette „recht breit“ ausfällt (Z 9), Englisch und Italienisch. Während sie in den beiden letztgenannten Sprachen keine Dialekte beherrscht, sondern so sprechen könnte, „wie man es in der Schule lernt“ (Z 21), unterteilt die Informantin ihre Sprachkompetenz im Deutschen in drei Varietäten: *Dialekt – Umgangssprache – Hochdeutsch*.

Im „Sprachmännchen“ verknüpfte die Probandin ihre subjektiv konzipierten Sprachformen nicht mit bestimmten Körperteilen (z. B. Herz), sondern malte diese ihren Bedeutungen entsprechend großflächig an. Deutsch nimmt den Großteil ihres Körpers – von den Beinen über den Bauch bis zum Kopf – ein, da es sich dabei um ihre Alltagssprache handelt. Englisch und Italienisch – mit jeweils einem Arm repräsentiert – dürften eine etwas geringere Rolle im Leben der Informantin spielen (siehe Abb. 7).

➤ **Subkategorie: (Kärntner) Dialekt**

Die Probandin stellt sich selbst als Dialektsprecherin dar. Ihren Dialekt nennt sie „Kärntnerisch“, weil in Kärnten ihre Wurzeln liegen:

Also ja, ich bin eigentlich damit aufgewachsen. Wir haben eigentlich überall am Land praktisch nur im Dialekt gesprochen. Also da war es wirklich sehr, sehr wenig, wo jetzt darauf geschaut worden ist, schön zu sprechen. Auch in der Schule. [Z 23]

Demnach handelt es sich beim Dialekt um die Sprache, in der die Informantin sozialisiert wurde. „Kärntnerisch“ beschreibt sie als „kein[en] komplett wild[en] Dialekt, den niemand versteht“ (Z 39). Insofern gefällt ihr der Dialekt, der rund um Villach gesprochen wird, sehr gut:

Also ich finde [...] wir haben irgendwie ein schönes Kärntnerisch. Also es gibt wirklich, wenn man jetzt keine Ahnung, Schulkolleginnen, die aus dem Drautal oder so kommen, wo es einfach wirklich noch viel schlimmer ist. [...] dass wir einfach in unserer Region, in Ledenitzen und Villach und so weiter, wirklich ein recht schönes Kärntnerisch haben. Und das man auch leicht versteht und nicht jetzt so im tiefen Dialekt praktisch sich unterhält. (Z 43)

Da die Probandin ihren Dialekt als gut verständlich charakterisiert, geht sie davon aus, dass die Österreicher/innen den „Kärntner Dialekt“ als sehr schön empfinden. Neben Social Media Plattformen, auf denen es der Informantin bereits aufgefallen ist, dass der „Kärntner Dialekt“ sehr positiv bewertet wird, hätte sie selbst von ihren Wiener Studienkolleg/innen schon öfter Komplimente hinsichtlich ihres Dialekts bekommen. Das kann die Probandin durchaus nachvollziehen, da es sich beim „Kärntnerischen“ um einen „nicht so tief[en] Dialekt vom Land“ (Z 65)

handelt. Ihrer Meinung nach gibt es in Österreich wesentlich „schlimmere [Dialekte]“ (Z 63), wie beispielsweise „Tirolerisch“.

Im Gegensatz zum Dialekt ihrer Eltern und Großeltern, aber auch im Gegensatz zu jenem ihrer Freunde, die in Kärnten leben, hat sich der Informantin zufolge ihr eigener Dialekt sehr stark verändert:

Also ich merke das immer wieder, wenn ich nach Hause komme und sie mir dann sagen, dass ich teilweise ins Wienerische, also Schrägstrich nach der Schrift sprechen, verfallen bin. Ähm (...) Ja man kommt eben schnell wieder hinein, wirklich nur im Dialekt zu sprechen. Aber ich merke da auf jeden Fall einen Unterschied. Also wenn ich teilweise / Also Schulkolleginnen, die in Kärnten geblieben sind, höre, dann denke ich mir: „Oh mein Gott, wie reden die“. (Z 43)

Demnach glaubt die Probandin nicht, dass der „Kärntner Dialekt“ einmal „aussterben“ könnte. Es würde immer Leute geben, die am Land leben und eine dialektale Sprechweise pflegen. Allerdings stellt sie fest, dass sich vor allem in Städten, „wenn man jetzt zum Beispiel Graz oder so hernimmt, wo auch sehr viel nach der Schrift gesprochen wird“ (Z 67), die Alltagssprache verändert. Dies bemerkte die Informantin bei sich selbst, als sie nach Wien gezogen war, um zu studieren. Ihrer Ansicht nach würde der Dialekt nicht verschwinden, sondern sich weiterentwickeln, denn „wenn man jetzt selber so erzogen worden ist, in dieser Sprache oder im Dialekt einfach, wird man das glaube ich immer drin haben“ (Z 67). Letztlich kommt es der Probandin zufolge darauf an, wie man seine eigenen Kinder sprachlich sozialisiert und ob man den Dialekt weitergibt oder nicht.

Für die Informantin ist der Dialekt sehr stark mit ihrer Heimat und ihrem Sozialisationsort verbunden. Damit spielt der Faktor Bundesländer- und Ortsloyalität eine entscheidende Rolle. Während sie in Kärnten in einer dialektalen Sprechlage kommuniziert und ihrem Dialekt loyal gegenübertritt, hat sie sich in Wien eine umgangssprachliche Sprechweise angeeignet. In ihrer Eigenwahrnehmung genießt der Dialekt in Kärnten ein höheres Prestige als in Wien:

Ich kann mich an Situationen im Bachelorstudium erinnern, wo ich mich einfach weniger getraut habe zu reden, weil ich irgendwie Angst gehabt habe, dass mich niemand versteht. (Z 49)

Demzufolge meidet die Probandin den Dialekt außerhalb ihres privaten Umkreises bewusst, um verstanden zu werden. Folglich betrachtet sie ihren Dialekt in Wien als stigmatisiert.

➤ Subkategorie: Umgangssprache

In ihrem individuellen Sprachrepertoire verfügt die Probandin neben „Dialekt“ über ein weiteres varietätenspezifisches Konzept, das sie „Umgangssprache“ oder „Wienerisch“ nennt. Dieses definiert sie folgendermaßen:

Also „nach der Schrift“ ist wirklich ohne Dialekt, also einfach wirklich, dass man schön nach der Schrift spricht. Und „umgangssprachlich“ einfach, ja so ein Misch-Masch, also ein bisschen Kärntnerisch oder teilweise nach der Schrift reden und dann teilweise in den Dialekt verfallen. (Z 81)

Dabei handelt es sich um jene Varietät, die für die Informantin die gewohnte und alltägliche Sprachform darstellt, seit sie in Wien lebt.

➤ Subkategorie: Hochdeutsch

Die deutsche Standardsprache nennt die Probandin „Hochdeutsch“. Diese Varietät definiert sie als ein Sprechen „nach der Schrift“ (Z 81). Während sie die „Umgangssprache“ mit Sprecher/innen aus Wien assoziiert, denkt die Informantin beim „Hochdeutsch“ an Sprecher/innen, die aus Deutschland kommen. Ihrer Meinung nach handelt es sich dabei um ein „schön[es]“ (Z 9) Sprechen, in dem keine dialektalen Wörter vorkommen. Ihr selbst ist es ein Anliegen, „Hochdeutsch“ sprechen zu können:

[...] ich finde es wirklich sehr schön, wenn man nach der Schrift und schön sprechen kann, aber ich glaube, das kommt dann auch erst irgend/ Also das kommt dann einfach mit der Zeit und wie man selber das auch gerne handhaben möchte. (Z 69)

Da es für die Probandin im Laufe ihres Studiums äußerst wichtig war, ihr Sprachrepertoire hinsichtlich des Konzepts „Hochdeutsch“ zu erweitern und ihre Sprachkompetenz im „schönen Sprechen“ zu verbessern, ist davon auszugehen, dass dieser Varietät vonseiten der Informantin ein sehr hohes Prestige zugeschrieben wird. Dies zeigt sich auch in ihren Aussagen zum Thema „Kommunikation mit Kindern“.

➤ Subkategorie: Windisch

Obwohl die Probandin kein Slowenisch spricht, wurde sie im Interview gefragt, ob ihr „Windisch“ ein Begriff ist. Sie erzählte, dass ihre Großmutter „Windisch“ kann, weil sie aus Unterkärnten kommt. Allerdings würde sie es nicht offen praktizieren, also „sie versteht es [...], aber sie redet nicht Windisch“ (Z 55). Darüber hinaus erwähnte die Probandin, dass es Unterschiede zum Slowenischen gibt. Die Frage, wie sie „Windisch“ definieren würde, beantwortete sie wie folgt:

Windisch würde ich erklären, einfach eine Mischung irgendwie, ja aus umgangssprachlichem Slowenisch. Ich weiß nicht / Ich bin mir nicht sicher, ob Deutsch auch ein bisschen mit drin ist. Da bin ich mir jetzt nicht sicher. Ähm aber einfach, ja so ein umgangssprachliches Slowenisch. (Z 61)

Ihrer Ansicht nach gibt es in Ledenitzen einige zweisprachige Familien, die ein derartiges „umgangssprachliches Slowenisch“ (Z 61) sprechen. Sie könnte sich sehr gut an ihre Volksschulzeit erinnern, als sie mit Kindern aus slowenischsprachigem Elternhaus zusammentraf.

Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Die Probandin ist einsprachig aufgewachsen und wurde primär im „Kärntner Dialekt“ sozialisiert. In privaten und alltäglichen Situationen haben ihre Eltern immer im Dialekt gesprochen. Diese versuchten lediglich dann „Hochdeutsch“ zu sprechen, wenn es um Schulangelegenheiten ging:

Man hat teilweise schon, meine Eltern vor allem probiert, jetzt irgendwie doch ein bisschen darauf zu achten, dass man eben ein bisschen schöner spricht auch, also nach der Schrift. Aber praktiziert hat man das eigentlich dann wirklich selten. [...] Also es ist ihnen dabei wirklich nur darum gegangen, dass ich mir dann einfach beim Schreiben, Lernen und so weiter leichter tu. Aber das hat sich dann / Also ich kann mich daran erinnern, wie das ganz am Anfang, wie ich in die Volksschule gekommen bin, dass das noch ein bisschen, ja einfach präsenter war. Aber das ist dann praktisch verflogen mit der Zeit. (Z 29)

Was die sekundäre Sozialisation betrifft, hat sich der Informantin zufolge sprachlich gesehen kaum etwas verändert. Sie besuchte den einsprachigen Kindergarten und die einsprachige Volksschulklasse in Ledenitzen. Ihre Eltern haben sie deshalb nicht für den zweisprachigen Unterricht angemeldet, weil sie selbst kein Slowenisch sprechen und „es doch die Volksschule [ist], wo man einfach viel dahinter sein muss [und] sie mir einfach nicht helfen [konnten]“ (Z 57). Die sprachliche Situation in der Volksschule beschreibt die Informantin folgendermaßen:

Also wir haben am Anfang in der ersten, zweiten [Klasse] eine Lehrerin gehabt, die wirklich sehr nach der Schrift geredet hat mit uns. Aber wir / Also wir untereinander haben das eigentlich nicht. Also wir haben im Dialekt miteinander geredet. Einfach, weil wir das auch so gewohnt waren. (Z 37)

Auch im Gymnasium war es für die Probandin so, dass hauptsächlich im Dialekt gesprochen wurde. Wenn die Schüler/innen Präsentationen halten mussten, wurde zwar darauf geachtet, „schöner zu sprechen, aber man ist immer wieder in Dialekt verfallen, einfach automatisch“ (Z 41). Demnach war der Dialekt für die Informantin lange Zeit die „gewohnte“ Sprachform. Erst als sie nach Wien gezogen ist, hat sich ihrer Ansicht nach ihre alltägliche dialektale Sprechweise verändert. Im Studium war sie erstmals gefordert, regelmäßig „Hochdeutsch“ zu sprechen:

Also im Bachelorstudium haben wir wirklich sehr, sehr wenig Seminare gehabt, wo man irgendwie auch was präsentieren muss. Also das war eigentlich dann erst im Master, wo ich das wirklich / Also wir haben nur Gruppenarbeiten gehabt und wirklich nur Präsentationen und

ständig, ja dieses Rhetorische eben, Kommunikative, dass wir das einfach so train/ Also ich würde jetzt nicht trainieren sagen, es ist einfach, man muss es eben. Und ähm, ja ich habe mir das einfach so angewöhnt, einfach untereinander, weil wir sehr / Also es waren sehr viele Studienkollegen aus Deutschland dabei, wo man eben wirklich dann versucht hat, dass einen eh jeder versteht. Klar Kärntnerisch ist jetzt kein komplett wilder Dialekt, den niemand versteht, aber das war mir einfach persönlich irgendwie wichtig, dass ich mir das antrainiere. Weil ja / Ich finde, man sollte das einfach auch können. (Z 39)

Demnach betrachtet die Probandin das Masterstudium als sprachbiografisches „Schlüsselerlebnis“. Ihr persönlich war es sehr wichtig, auf ihre Sprachwahl zu achten und sich eine umgangssprachliche Varietät anzueignen. Damit schreibt die Informantin dem „Hochdeutschen“ ein hohes Prestige aufgrund seiner Überdachungsfunktion im deutschen Sprachraum zu. Darüber hinaus handelt es sich hierbei um eine für die Probandin unverzichtbare berufliche Qualifikation, die man ihrer Ansicht nach insbesondere in Wien erwerben sollte.

➤ **Subkategorie: Kommunikation mit Kindern**

Auf die Frage, wie die Informantin dereinst gegebenenfalls mit ihren Kindern kommunizieren würde, antwortete sie folgendermaßen:

Ja kommt wahrscheinlich auch wieder ein bisschen darauf an, wo man ist. Ob man jetzt in einer Stadt wohnt oder am Land ist, macht glaube ich einen Unterschied. Aber, ja ist jetzt noch weit hin, aber wenn ich jetzt irgendwie an Kinder oder so denke, wie ich sie praktisch / Wenn ich sie in Wien aufziehen würde, glaube ich / Mhm ist schwierig zu sagen, ob ich jetzt mit ihnen wirklich nach der Schrift reden würde oder Kärntnerisch. Ich glaube auch wieder so eine Mischung, also / Ich persönlich würde es auf jeden Fall wichtig finden, den Dialekt auch weiterzugeben. (Z 73)

Folglich würde es der Probandin in Kärnten leichter fallen, ihre Kinder im Dialekt zu sozialisieren. Und zwar deswegen, „weil im Kindergarten ja auch nur im Dialekt gesprochen [wird] und ich glaube Anknüpfungspunkte sind einfach andere als jetzt zum Beispiel in Wien“ (Z 75). Wenn sie daran denkt, ihre Kinder in Wien aufzuziehen, würde die Probandin eine umgangssprachliche Varietät wählen. Ihr Freund hingegen – auch aus Kärnten – würde die sprachliche Erziehung seiner Kinder nicht vom Ort abhängig machen, sondern auf jeden Fall den Dialekt als Sozialisationssprache wählen:

Ja er redet ja zum Beispiel in der Arbeit oder so, redet er immer gern mehr Kärntnerisch als Hochdeutsch und sagt: „Ich rede so und das behalte ich auch so bei und ich bemühe mich zwar irgendwie so ein bisschen umgangssprachlich zu reden, aber ja ich will das auch gar nicht so irgendwie, ja so Hochdeutsch zu sprechen“. (Z 79)

Aufgrund dessen könnte sich die Informantin vorstellen, dass ihr Freund mit den Kindern „Kärntnerisch“ und sie „Hochdeutsch“ spricht.

Kategorie: Sprachgebrauch

Hinsichtlich ihres Sprachgebrauchs erklärte die Probandin, dass sie im privaten Bereich ausschließlich den Dialekt verwendet, während sie an der Universität oder in der Arbeit – die Informantin war neben ihrem Studium an der WU angestellt – hauptsächlich in einer „umgangssprachlichen Form“ gesprochen hat. Demnach kam es vor allem an der Universität zu einer sprachlichen Anpassung vonseiten der Probandin. Sie erzählte, dass sie nicht im Dialekt sprechen wollte, da sie befürchtete, von ihren Studienkolleg/innen nicht verstanden zu werden. Schließlich verbrachte sie den Großteil ihres Tages mit „Leuten, die eben aus Wien waren oder aus verschiedenen Bundesländern, wo man irgendwie auch gemeinsam diskutiert hat und [...] dass man eben schon versucht hat“ (Z 141) auf seine Sprechweise zu achten. Mittlerweile hat sich die Informantin an ein umgangssprachliches, schönes Sprechen gewöhnt, sodass sie sogar beim „Billa [...] auf Hochdeutsch [bestellt]“ (Z 153) und den Dialekt bewusst vermeidet.

Darüber hinaus ist es nicht nur vom Ort abhängig, welche Sprachvarietät die Probandin wählt, sondern auch von der jeweiligen Person, mit der sie kommuniziert:

Also ich bin da eigentlich recht offen. Also jeder soll das so handhaben, wie er das gerne hätte. Also wenn man das jetzt praktisch pflegt, wirklich reines dialektfreies Deutsch zu sprechen, dann / Also das ist für jeden seine Entscheidung einfach. Und ich habe da irgendwie keine Assoziationen. Also wenn jetzt jemand mit mir Dialekt redet [...], rede ich mit ihm auch Dialekt und sonst umgekehrt eben auch. (Z 51)

➤ Subkategorie: Code-Switching

Der Probandin zufolge hängt das Switchen zwischen der dialektalen und standardsprachlichen Varietät davon ab, wie sie angesprochen wird. Beispielsweise würde sie eine Unterhaltung mit Oberösterreicher/innen im Dialekt führen. Wenn ein/e Wiener/in dazu stößt, würde die Informantin ins „Hochdeutsche“ wechseln:

Das geht total automatisch, also ich switche einfach so hin und her, je nachdem. (Z 13)

Demzufolge kommt es bei der Probandin durch den Kontakt mit mehreren Varietäten zu Veränderungen im individuellen Sprachgebrauch.

Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten

Die Probandin vermutet, dass ca. 40 % der Österreicher/innen wissen, dass Kärnten zweisprachig ist. Obwohl sie der Meinung ist, dass der „Politikeinfluss“ (Z 101) auf die Wahrnehmung

Kärntens eine zentrale Rolle spielt, geht sie davon aus, dass die Zweisprachigkeit in Kärnten im restlichen Österreich weder positiv noch negativ bewertet wird:

Also ich glaube nicht, dass jemand jetzt ein Problem damit hat, wenn jetzt irgendwie / Also vor allem, wenn man jetzt das Burgendland oder so anschaut, weiß man ja auch, dass sehr viel Kroatisch und so weiter dort gesprochen wird. Also das weiß man, aber man hat kein Problem. Also wenn man jetzt irgendwie aus einem andere Bundesland kommt, kann ich mir jetzt nicht vorstellen, dass man das jetzt irgendwie bewertet, mit positiv oder negativ. (Z 101)

Die Informantin selbst betrachtet die zweisprachige Situation in Ledenitzen durchaus positiv. Auf der einen Seite würde sie sich zwar manchmal wünschen, Slowenisch zu können, aber auf der anderen Seite ist es so, dass sie trotzdem alles versteht. Weil die Ortschaft zweisprachig ist, wird das Slowenische auf Deutsch übersetzt und umgekehrt (z. B. in der Kirche). Damit verbunden sieht die Probandin ein gewisses Spannungsverhältnis, da „in dem Fall Deutsch einfach die Amtssprache ist“ (Z 119). Zugleich macht sie darauf aufmerksam, dass eine zwei- oder mehrsprachige Gesellschaft die einmalige Gelegenheit mit sich bringt, sein persönliches Sprachrepertoire erweitern zu können:

Sicher birgt es [Zweisprachigkeit in Kärnten] irgendwo Konfliktpotenzial, aber ich sehe es schon als Chance. Also wenn man die Möglichkeit hat eine Sprache zu lernen, finde ich das auch gut und man sollte das auch wahrnehmen, auch wenn man es jetzt vielleicht später selber nicht wirklich praktiziert, aber man versteht es. [...] Aber ja, Chancen gehen auch mit Konfliktpotenzial einher. Also das ist immer so ein Thema (...) (Z 119)

Trotz möglicher Konflikte, die sich in einer zweisprachigen Gesellschaft nicht vermeiden lassen, glaubt die Probandin, dass Kärnten zweisprachig bleiben und Slowenisch „nicht aussterben wird“ (Z 95). Die Informantin geht davon aus, dass die zweisprachigen Familien in Kärnten die Sprache an ihre Kinder weitergeben.

➤ Subkategorie: Zweisprachige Aktivitäten in Kärnten

Auf die Frage, welche Möglichkeiten es in Ledenitzen gibt, um Slowenisch zu lernen, antwortete die Probandin folgendermaßen:

Einfach ja in der Schule würde ich sagen. Also sicher, wenn man jetzt von den Eltern oder so das schon in die Wiege / oder die selber schon Slowenisch sprechen, ist das natürlich was anderes, wenn jetzt die Eltern kein Slowenisch können. Also (...) Aber in der Schule einfach oder im Kindergarten eh schon. Also wenn man in einem zweisprachigen Kindergarten ist, dass man ähm ja das praktisch dann lernt. Ich muss auch sagen, obwohl ich kein Slowenisch gehabt habe, habe ich wirklich doch einiges ebenso auch mitbekommen. Einfach die Zahlen und so weiter und die Tiere und so weiter, also ein bisschen was bekommt man einfach doch mit. Ähm und ja (...) Aber vorwiegend einfach in der Schule. (Z 87)

Die Informantin selbst würde ihre Kinder, sollte sie in Ledenitzen wohnen, für den slowenischen Unterricht in der Volksschule anmelden. Obwohl sie ihnen bei Hausaufgaben und dergleichen nicht helfen könnte, wäre es für sich wichtig, dass sie die „Basics“ (Z 95) lernen. Zwar geht sie davon aus, dass ihre Kinder in der weiterführenden Schule – abgesehen vom Slowenischen Gymnasium – ihre Sprachkenntnisse im Slowenischen aufgrund mangelnden Angebots nicht vertiefen könnten, „aber einfach nur, dass man es eben versteht, finde ich es eigentlich ganz gut, wenn man in dieser Region auch lebt“ (Z 95).

Neben den zweisprachigen Bildungsinstitutionen gibt es der Probandin zufolge zweisprachige Vereine, in denen Kinder die Möglichkeit haben, die slowenische Sprache anzuwenden:

Also es gibt ja genug. Zum Beispiel den Chor oder generell, also alles was schulbezogen ist einfach. Also dadurch, dass unsere Direktorin das Slowenische sehr pflegt und überall, wo sie dabei ist, ist wirklich sehr, also in der Volksschule die Direktorin jetzt, ähm (...) [...] Ich kann jetzt nicht alle beim Namen nennen, aber es gibt genug. (Z 93)

➤ **Subkategorie: Kärntner Ortstafelstreit**

Den Konflikt um die zweisprachigen Ortstafeln in Kärnten beschreibt die Informantin wie folgt:

Also es gibt die einen, die das wirklich extrem so praktizieren wollen, und die anderen, die das extrem so praktizieren wollen. Ich denke mir einfach, wenn man in einem zweisprachigen Gebiet lebt, dann hat man sich damit abzufinden und aus passt. Also ich habe die Diskussion eigentlich einfach lächerlich gefunden und eigentlich nicht der Rede wert. (Z 105)

Obwohl die Probandin betont, dass Deutsch an erster Stelle stellt, erachtet sie zweisprachige Ortstafeln in den entsprechenden Regionen in Südkärnten, in denen Slowenisch sehr präsent ist, als angebracht. Daher scheint es für die Informantin durchaus sinnvoll, dann eine zweisprachige Ortstafel aufzustellen, „wenn ein gewisser Prozentsatz einer Bevölkerung wirklich Slowenisch spricht“ (Z 113). Allerdings hat sich die Probandin nur sehr oberflächlich mit dem Thema „Kärntner Ortstafelstreit“ befasst, da es in ihrer Familie und ihrem Freundeskreis nicht relevant war. Deshalb würde ihr auch der Begriff „Ortstafelsturm“ nichts sagen. Dennoch geht die Informantin davon aus, dass sich die Situation mittlerweile beruhigt hat und „man immer weniger [hört]“ (Z 115). Da der Ortstafelkonflikt von der Informantin mit relativ nüchternen Augen betrachtet wird, wäre es „[ihr] persönlich egal“ (Z 117), wenn in Ledenitzen eine zweisprachige Ortstafel aufgestellt wird.

3.4.4 Case 4

Informationen zur Aufnahme des Interviews und demographische Daten der Gewährsperson:

Aufnahmedatum:	28.02.2018
Interviewdauer:	1:23:04
Aufnahmeort:	Café in Graz
Alter:	23
Sozialisationsort:	Ledenitzen
Aktueller Lebensmittelpunkt:	Graz
Studium/Beruf:	Soziale Arbeit (BA FH)
Sozialisierungssprache(n):	Deutsch, Slowenisch

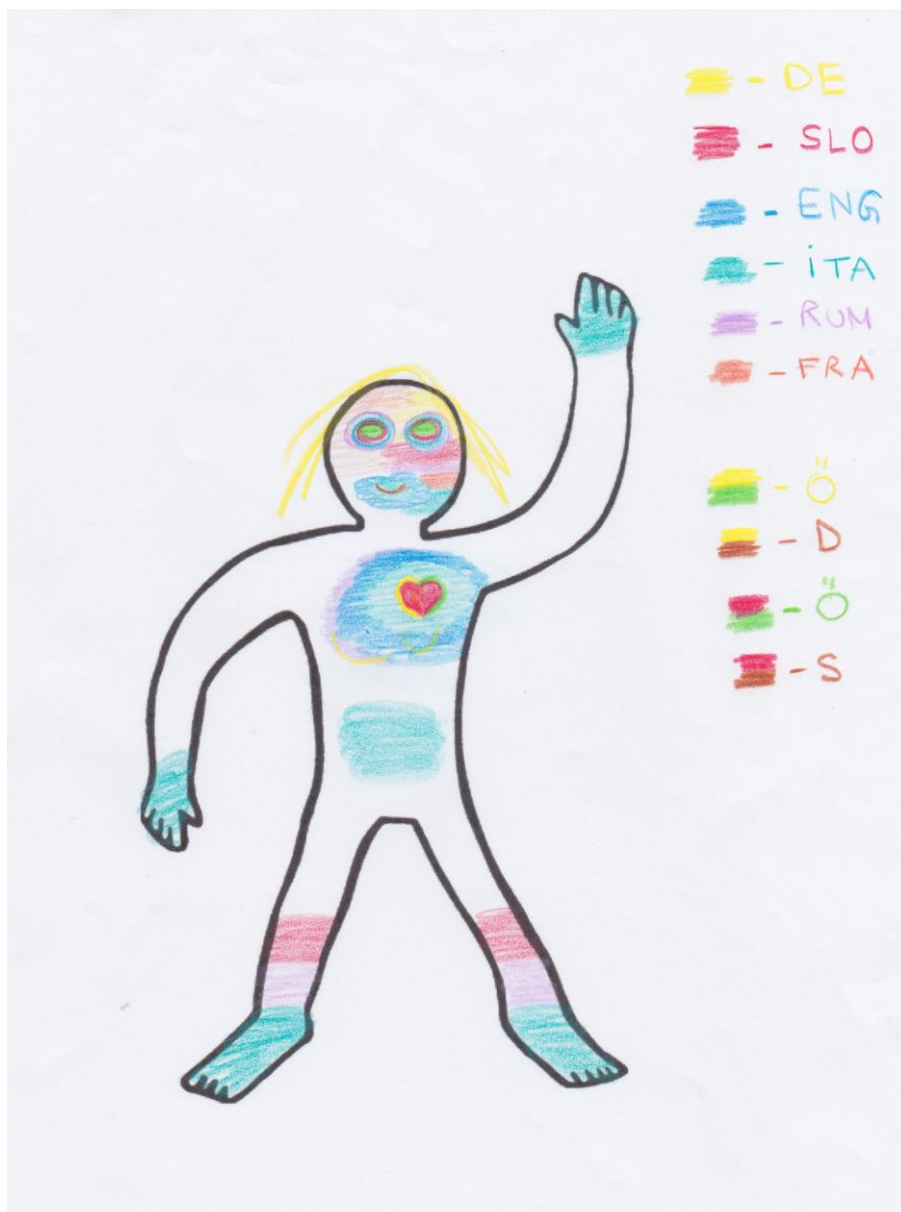


Abb. 8: „Sprachmännchen“ Case 4

Kategorie: Sprachrepertoire

Der Probandin ist es sehr leicht gefallen, über ihre Sprachen und Varietäten zu reflektieren und diese ihren Bedeutungen entsprechend in die Körpersilhouette einzuzeichnen. Da sie mit ihren ausführlichen Kommentaren einen äußerst guten Einblick in ihr individuelles Sprachrepertoire gewährt, wird der folgende Redebeitrag der Informantin angeführt:

Also jetzt habe ich mich einmal für Deutsch entschieden am Anfang. Weil das jetzt einfach die Sprache ist, die wir gerade sprechen. Obwohl mir an und für sich meine Muttersprache schon näher ist und das ist eben, da nehme ich Rot, Slowenisch [...] Ich tu da jetzt einfach mal „SLO“, das ist dann klar. Als dritte Sprache nehme ich jetzt einmal Blau und Englisch (...) Weil das ist die Sprache, die ich wahrscheinlich dann am besten kann nach den anderen zwei. Weil ich eigentlich schon ewig lange / Schon im Kindergarten haben wir das gelernt, von dem her. Die vierte Sprache ist auf jeden Fall Italienisch (...) Weil ich erstens das auch schon seit dem Kindergarten lerne und das eigentlich auch eine meiner Lieblingssprachen ist und dann auch selber lange in Italien gelebt habe und einfach das Ganze, was ich mit der Sprache verbinde, wichtig finde. Die fünfte Sprache ist Rumänisch (...) Die habe ich gelernt, als ich in meinem Erasmus-Semester war, vor zwei Jahren mittlerweile schon. (Z 19)

Da die subjektiv konzipierten Sprachformen sowohl in der Einzelsprache Deutsch als auch in der Einzelsprache Slowenisch im folgenden Abschnitt analysiert werden, soll hier kurz auf die anderen Sprachen eingegangen werden, die die Probandin im „Sprachmännchen“ verortet hat. Da ihr die deutsche und slowenische Sprache am nächsten sind, malt sie diese ins Herz der Körpersilhouette, um die die weiteren Sprachen ihres Repertoires kreisen (siehe Abb. 8). Ihren Aussagen zufolge ist Italienisch ihre Lieblingssprache, weil sie „extrem melodisch“ (Z 41) ist. Hingegen spricht die Probandin gerne Englisch, weil es „so easy ist“ (Z 49) und weil man „das Gefühl hat, man ist so cool, wenn man es redet“ (Z 49). Rumänisch bezeichnet sie als eine „ziemlich cool[e] [Sprache]“ (Z 59), weil es ein Mix aus Sprachen ist, die die Informantin bereits beherrscht. Darüber hinaus kann sie ein wenig Französisch.

Abgesehen vom Herzen sitzt für die Probandin Italienisch in den Armen und Beinen, weil man in der Sprache sehr viel gestikuliert. Darüber hinaus verortet sie Italienisch im Mund, weil sie es so gerne spricht und im Bauch, weil „das gute Essen [...] auf jeden Fall in Italien zu Hause [ist]“ (Z 73). Auch Englisch liegt im Mundbereich, weil die Sprache sehr einfach ist. Rumänisch und Französisch befinden sich der Informantin zufolge aufgrund der anspruchsvollen Grammatik im Kopf.

Was die varietätenspezifischen Konzepte betrifft, verfügt die Probandin im Deutschen über drei (*Dialekt – Umgangssprache – Hochdeutsch*) und im Slowenischen über zwei (*Dialekt – Hochslowenisch*) Sprachformen.

➤ Subkategorie: (Kärntner) Dialekt

Die Probandin bezeichnet sich selbst als Dialektsprecherin. Da es sich dabei um ihre „Vatersprache“ (Z 163) handelt, umrandet der „Dialekt“ das slowenische Herz in ihrem Körperbild (siehe Abb. 8). Ihren Dialekt definiert die Informantin als das, was sie zu Hause spricht (vgl. Z 85) und nennt ihn „Kärntnerisch“ (Z 89). Besonders am Dialekt gefällt ihr, dass es im Gegensatz zum Standarddeutschen keine schriftliche Version davon gibt, denn „zum Beispiel [...] im Rosental wird es anders niedergeschrieben werden als jetzt im Jauntal oder ich weiß nicht wo, auch in Klagenfurt ist es wieder ganz anders“ (Z 189). Darüber hinaus würden die Leute ihren Dialekt als „lieb“ (Z 167) empfinden. Die Probandin selbst hat ein ambivalentes Verhältnis zum „Kärntnerischen“:

Mittlerweile finde ich ihn [den Dialekt] echt süß, also lieb. Aber vorher habe ich ihn auch nicht so mögen, da habe ich mir gedacht: „Mha das klingt so bäuerlich“. Oder ich weiß nicht, wie so ein Bauer, der daher kommt und so, gegenüber anderen Dialekten. Ich weiß nicht, aber mittlerweile mag ich ihn eigentlich schon. (Z 171)

Die Informantin erzählte, dass ihr der Dialekt erst, seitdem sie in Granz lebt, gefällt. In Kärnten hat sie den Dialekt als „bäuerlich“ (Z 171) stigmatisiert und sich stets mit der slowenischen Minderheit identifiziert. Da sie nun als Kärntnerin sozusagen eine Minderheit in Graz repräsentiert, hat sie das Gefühl, dass „[es] jetzt cooler [ist], wenn man Kärntner ist als in Kärnten“ (Z 175). Allerdings geht die Probandin davon aus, dass in Graz das „Kärntnerische“ sehr unterschiedlich bewertet wird. Während es manche als „lieb“ (Z 179) bezeichnen, sind andere der Meinung, dass es „doof“ oder „komisch“ klingt (Z 179). In ihren Augen ist der „Kärntner Dialekt“ bei den Grazer/innen relativ unbeliebt, während der „Oberösterreichische Dialekt“ sehr positiv wahrgenommen wird. Die Informantin glaubt, dass „[das] vielleicht einfach etwas [ist], was am Kärntnerischen generell liegt, auch wegen unserer Politik und Geschichte und so, dass einfach über uns gelacht wird“ (Z 181).

Insgesamt lässt sich sagen, dass der Dialekt von der Probandin einerseits mit „Bauer[n], [die] daher komm[en]“ (Z 171) assoziiert und andererseits als ein Identifikationsmerkmal herangezogen wird. Indem sie „Kärntnerisch“ als das bezeichnet, was zu Hause gesprochen wird (vgl. Z 85), kommt dem Faktor Bundesländer- und Ortsloyalität eine entscheidende Bedeutung zu. Da sie mittlerweile „stolz“ (Z 163) darauf ist, „Kärntnerisch“ sprechen zu können, genießt der Dialekt auch ein hohes Prestige bei der Probandin.

➤ Subkategorie: Umgangssprache

Im Interview hat die Probandin häufig den Begriff „Umgangssprache“ verwendet. Damit bezeichnet sie ihre dialektale Sprechweise:

Weil „Dialekt“ ist irgendwie so hochgestochen. [...] Ja für mich irgendwie „Umgangssprache“. Das, was man redet, nicht? Das ist das gesprochene Wort, um das jetzt ganz hoch auszudrücken. (lachen) Ja, Umgangssprache. Genau. Die, die ich benutze, um jetzt mit dir zu reden. Die, die ich benutze, um mit meiner Familie zu reden. Das kann jetzt Slowenisch oder Deutsch sein, das ist jetzt nicht festgelegt. (Z 205)

Demnach handelt es sich für die Probandin bei „Dialekt“ und „Umgangssprache“ um zwei verschiedene Bezeichnungen für dasselbe Sprachkonzept. Indessen kann aufgrund einiger Aussagen gemutmaßt werden, dass sie implizit zwischen zwei Sprachvarietäten differenziert. Beispielsweise könnte die subjektive konzipierte Sprachform „Österreichisch“ als „Umgangssprache“ gelten, die ausdrücklich vom „Hochdeutschen“ abgegrenzt (vgl. 9) und der eine überregionale Komponente zugeschrieben wird. Darüber hinaus erzählte die Probandin, dass sie „Dialekt“ mit „deutsche[n] Wörter[n] dazwischen“ (Z 87) spricht, was ebenso als „Umgangssprache“ titulierte werden könnte.

➤ Subkategorie: Hochdeutsch

Wie bereits erwähnt, verfügt die Probandin neben „Dialekt“ über ein weiteres Sprachkonzept, das sie „Hochdeutsch“ nennt. Darunter versteht sie jene Sprache, die wir „aus Büchern und der Schrift und so kennen“ (Z 83) und „das, was wir offiziell als Sprache haben“ (Z 83). Im „Sprachmännchen“ platziert sie „Hochdeutsch“ wie folgt (siehe Abb. 8):

Also ich glaube, dass ich das am ehesten im Kopf verorten würde. Weil mit dem habe ich sonst nicht wirklich eine Verbindung, mit dem Hochdeutschen (...) Außer in Büchern, ich habe schon immer viel gelesen und da war immer Hochdeutsch (...) Aber eher sonst im Kopfbereich, weil mir das einfach logisch nicht so liegt oder dass ich das nicht so gern habe, weil ich ja eh logisch einfach Kärntnerisch zu Hause rede. (Z 67)

Hinsichtlich des Sprachgebrauchs unterscheidet die Informantin zwischen einer österreichischen und einer deutschen Variante des „Hochdeutschen“. Den Begriff „Hochdeutsch“ würde sie allerdings generell mit aus Deutschland kommenden Sprecher/innen assoziieren:

[...] weil bei uns fällst du sofort auf, wenn du ein Deutscher bist. Gerade in unserem Dorf zum Beispiel zu Hause und so, da weißt du sofort: „Ah, der ist nicht von da“. Und ich glaube, dass das deswegen irgendwie so / Dass du auch fremd bist, wenn du Deutscher bist bei uns. (Z 83)

Für die Probandin ist „Hochdeutsch“ lediglich ein Werkzeug, das sie braucht, um in Österreich leben zu können. Sie bezeichnet „Hochdeutsch“ als „nicht so schön“ und „hart“ (Z 385). Obwohl die Informantin „Hochdeutsch“ als nützlich betrachtet, um sich im deutschen Sprachraum verständigen zu können, ist es für sie wenig prestigebesetzt.

➤ Subkategorie: (Slowenischer) Dialekt

Die Probandin bezeichnet Slowenisch als ihre „Muttersprache“ (Z 19). Da ihr der „slowenische Dialekt“ näher ist als der „Kärntner Dialekt“, verankert sie diesen im Herzen der Körpersilhouette (siehe Abb. 8). Zudem ziert er die Augen des Körpers, weil „wenn man das jetzt philosophisch und so nimmt, sehe ich die Welt oft als Kärntner Slowenin“ (Z 53). Deshalb würde die Informantin die Welt durch eine Brille sehen:

Wenn man [...] in einer kärntner-slowenischen Minderheit sozusagen aufgewachsen ist, weil man / Einfach dadurch, dass man mit der Mama Slowenisch redet zu Hause immer, dass man einfach einen großen Teil durch diese Brille sieht und eben ganz viele Leute auch kennt, aus dem kärntner-slowenischen Raum / Zweisprachig, die auch zweisprachig sind und so. Und ich glaube, dass deswegen meine Augen einfach oft durch das, nicht geblendet, aber doch ein bisschen vereinnahmt sind. Dass ich dann vielleicht andere Seiten nicht so viel sehe, weil ich eben hauptsächlich dann das sehe (...) (Z 53)

Ihren „Slowenischen Dialekt“ nennt die Probandin „narečje“ (*reči* heißt ‘reden’), was sinngemäß „das Geredete“ bedeutet (vgl. Z 89). Typisch für ihren Sprachgebrauch ist, dass zwischen den slowenischen ab und zu ein paar deutsche Wörter fallen. Dies bezeichnet die Informantin als „mischen“ bzw. „mišati“ (Z 105). Allerdings macht sie darauf aufmerksam, dass dies nicht unbedingt ein Charakteristikum des „Kärntner Slowenischen“ (Z 29) ist, da es viele Sprachslowen/innen in Kärnten gibt, die das nicht machen.

Die Frage, ob der Probandin „Windisch“ ein Begriff ist, beantwortete sie folgendermaßen:

Ja, aber das ist für mich eher negativ besetzt. Und ich kann dir nicht einmal jetzt eine gescheite Antwort geben, warum das negativ besetzt ist. Aber irgendwie sind das so die Leute, die das benutzen, die quasi gegen Slowenisch sind. Das ist so meine Einstellung, obwohl das vielleicht gar nicht stimmt. Ich glaube ganz viele Kärntner verwenden das einfach, weil sie damit „Slowenisch“ bezeichnen, weil für sie das schon, ich weiß nicht, seit Jahrzehnten klar ist. Aber für mich, für meine Mama vor allem auch und für meine Oma und meine ganzen Tanten, wie viele ich habe, für die ist das eigentlich alle eher eine Beleidigung, Windisch. [...] Und wenn dann jemand zu mir sagt: „Ah du redest Windisch“, dann sage ich: „Nein, hallo, ich rede Slowenisch“. Witzig, aber das habe ich glaube ich von meiner / von den früheren Generationen bekommen, diese Abneigung. (Z 109)

Folglich empfindet die Informantin „Windisch“ als eine negative Bezeichnung für das „Kärntner Slowenische“. Ihrer Meinung nach nutzen den Begriff vorwiegend jene Menschen, die ein Problem mit der slowenischen Minderheit in Kärnten haben oder solche, die „es eben nicht

besser wissen“ (Z 121). Letztere würden es von ihren Großeltern und Eltern mitbekommen („Aha, die Leute da drüben reden Windisch.“ Z 121) und deshalb nicht wissen, dass es sich dabei um eine „Abwertung“ (Z 121) des „Kärntner Slowenischen“ handelt. Die Probandin erzählte, dass sie sich gekränkt fühlt, wenn jemand zu ihr sagt: „Du redest ja nicht Slowenisch, du kannst das ja nicht, sondern du redest ja eh nur irgendwas, so etwas wie Windisch irgendwie“ (Z 121). Bis auf ein paar voneinander abweichende Wörter, kann die Informantin keinen Unterschied zwischen „Windisch“ und „Kärntner Slowenisch“ feststellen. Ihrer Ansicht nach sind sich die Ortsansässigen, die in Ledenitzen „Windisch“ sprechen, nicht darüber bewusst, dass es „Dialektslowenisch“ (Z 117) ist:

Aber ich glaube, dass es bei mir vielleicht auch ähnlich gewesen wäre, wenn ich nicht das slowenische Gymnasium gemacht hätte. Weil dann würde ich auch nicht gut Slowenisch können, weil dann würde ich auch nur das Dialektslowenische können und das vielleicht auch gar nicht sprechen [...] Und vielleicht hängt das Windisch-Slowenische einfach von der weiteren Schulbildung ab, wenn man es quasi weiter vertieft und sich dessen dann auch mehr bewusst wird und so. Und ich glaube, dass das viele, gerade die älteren Menschen, nicht gehabt haben. Weil denen haben sie gesagt: „Was redest denn du da? Rede Deutsch quasi, sind in Österreich oder so“. Und dass sie das deswegen, eh verständlicherweise, dann einfach aufgehört haben oder nicht weitergegeben haben, weil sie es quasi ihren Kindern nicht antun wollten und so. Also ich glaube, dass es da ganz viele verschiedene Gründe für das gibt (...) Und ich habe das Glück gehabt, dass eben meine Urfamilie, also die Eltern und Großeltern von meiner Mama, da sehr dahinter waren und ein sehr slowenischer Hintergrund war (...) Ja. (Z 123)

Da „Windisch“ als stigmatisiert gilt, glaubt die Probandin, dass die älteren Generationen es deswegen nicht an ihre Kinder weitergeben wollten. Dies würde mit dem Bildungshintergrund der Sprecher/innen zusammenhängen. Sie selbst konnte im slowenischen Gymnasium ein Sprachbewusstsein hinsichtlich der Einzelsprache Slowenisch erlangen. Insofern ist es der Informantin ein Anliegen, dass der „kärntnerslowenische Dialekt“ (Z 125) weiterhin gepflegt wird. Dass sich die „zweisprachige Kärntner Szene“ (Z 141) immer weiterentwickelt und offen für neue Mitglieder ist, die nicht aus einem slowenischsprachigen Elternhaus kommen, bewertet die Probandin äußerst positiv (z. B. zweisprachiger Unterricht für alle) und hofft, „dass das einfach dazu beiträgt, dass es nicht ausstirbt“ (Z 141). Letztlich würde es auf die Entscheidung zukünftiger Eltern ankommen, Kinder im „kärntnerslowenischen Dialekt“ zu sozialisieren, und auf die Frage, inwieweit dies außerhalb von Kärnten (z. B. in Graz) möglich ist (Vgl. Z 141).

Wie bereits beim „Kärntner Dialekt“ spielt auch beim „slowenischen Dialekt“ der Faktor Bundesländer- und Ortsloyalität eine nicht unbedeutende Rolle, da sich die Probandin sehr stark mit der slowenischen Minderheit identifiziert und als Kärntner Slowenin definiert. In ihrem Sprachrepertoire genießt das „Kärntner Slowenische“ einen sehr hohen Stellenwert, da sie mit diesem „auf jeden Fall emotionaler verbunden [ist]“ (Z 385) als mit dem „Kärntner Dialekt“.

➤ Subkategorie: Hochslowenisch

Wie in der Einzelsprache Deutsch, verfügt die Probandin auch in der Einzelsprache Slowenisch über ein varietätenspezifisches Konzept. Neben dem „kärntnerslowenischen Dialekt“ existiert für die Informantin eine weitere Sprachform, die sie „Hochslowenisch“ nennt. Dies klingt ihrer Meinung nach zwar etwas „blöd“ (Z 29), aber „man sagt ja auch Hochdeutsch“ (Z 31). „Hochslowenisch“ sitzt für sie im Kopf der Körpersilhouette (siehe Abb. 8). Die Probandin erzählte, dass sie sehr froh darüber ist, das Slowenische Gymnasium besucht zu haben. Durch die Schule und das verbrachte Auslandssemester in Slowenien konnte sie ihre Sprachkompetenz im Standardslowenischen nach und nach verbessern. Insofern wird das „Hochslowenische“ im Gegensatz zum „Hochdeutschen“ keineswegs von der Informantin stigmatisiert, sondern mit Prestige besetzt.

Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Die Probandin erzählte, dass sie zweisprachig aufgewachsen ist und sich als Kind immer wie Harry Potter²⁹ gefühlt hat, „weil mein Papa ist einsprachiger Österreicher, aus Oberösterreich, und meine Mama ist die Kärntner Slowenin, schon seit vielen Generationen“ (Z 95). Demnach war es der Informantin zufolge so, dass die Mutter mit ihr und ihrer Schwester konsequent im „slowenischen Dialekt“ und der Vater im „Kärntner Dialekt“ gesprochen hat. Wenn alle vier zu Hause waren, war die Hauptsprache Deutsch, damit sie der Vater auch verstehen konnte. An dieser Situation hat sich bis heute nichts geändert. Mit der Mutter würde die Probandin automatisch Slowenisch und mit ihrem Vater Deutsch sprechen. Auch mit ihrer Schwester unterhält sie sich vorzugsweise auf Deutsch, da es ihnen „unnatürlich“ (Z 101) vorkäme, miteinander Slowenisch zu sprechen.

Obwohl sie in ihrer Kindheit mit beiden Sprachen konfrontiert wurde, skizziert die Probandin ihre primäre Sozialisation wie folgt:

Und irgendwie habe ich auch als Kind sehr lange gebraucht, dass ich überhaupt Slowenisch geredet habe. Weil ich / Weil es mir irgendwie komisch vorgekommen ist, weil alle meine Freundinnen haben ja auch Deutsch geredet. Warum soll ich Slowenisch reden? Also das war zum Beispiel bei meiner Schwester anders, die hat eigentlich recht früh schon angefangen auch zurückzusprechen der Mama, also zu antworten auf Slowenisch. Aber ich habe das echt erst mit der Schule dann eigentlich angefangen. Also wo ich dann quasi wirklich regelmäßig auch Slowenischunterricht gehabt habe [...] Und dann habe ich erst angefangen auch auf Slowenisch

²⁹ In Joanne K. Rowlings Roman wird Harry Potter als Halbblut charakterisiert, weil sein Vater einer Zauberer-Familie, seine Mutter jedoch einer Muggel-Familie (Menschen, die keine Zauberkräfte haben) entstammt.

zu antworten und das mehr zu realisieren, dass ich eigentlich / dass das meine Muttersprache ist [...] (Z 95)

Demnach stellte sich der zweisprachige Unterricht in der Volksschule für die Informantin als sprachbiografisches „Schlüsselerlebnis“ heraus. Ihrer Ansicht nach hat sie als Kind womöglich aus einer Trotzreaktion heraus nicht Slowenisch gesprochen oder deshalb, weil ihr der Vater, der kein Slowenisch kann, leitgetan hat. Im Laufe der sekundären Sozialisation ist es schließlich zu einer Einstellungsänderung gekommen. Der Besuch des zweisprachigen Kindergartens und der zweisprachigen Volksschule war ausschlaggebend dafür, dass die Probandin begonnen hat, Slowenisch zu sprechen und „stolz darauf geworden [ist]“ (Z 97). Darüber hinaus reflektierte die Probandin, dass für sie „Hochslowenisch“ lange Zeit „nicht so eine greifbare Sprache“ (Z 105) war, da sie sie selbst im Slowenischen Gymnasium – außer bei Referaten – nicht verwendet hat, „wie es halt ist mit dem Hochdeutschen auch“ (Z 105). Während sie „Hochslowenisch“ in ihrem Auslandssemester in Slowenien anwenden konnte, war sie erstmals als Studentin an der FH gefordert, regelmäßig „Hochdeutsch“ zu sprechen.

➤ Subkategorie: Kommunikation mit Kindern

Da die Probandin sehr dankbar ist, zweisprachig aufgewachsen zu sein, würde sie auch mit ihren eigenen Kindern Slowenisch sprechen:

Obwohl mein Freund zum Beispiel, wer weiß, wann weiß ja nie was wird, aber sollten wir zusammen bleiben zum Beispiel, dann würde er auch Slowenisch lernen müssen oder eben auch wie mein Papa. Ich weiß es nicht, wie es dann wäre. [...] Aber wahrscheinlich würde trotzdem die Umgangssprache eher auch Deutsch sein, nicht? Wie es auch bei uns zu Hause war. Einfach aufgrund dessen, weil man niemanden ausschließen will und so, logisch. Aber ich würde es auf jeden Fall auch forcieren, dass sie, ich weiß nicht, vielleicht andere Kinder haben, die auch Slowenisch sprechen und so. Dass sie vielleicht schon im Kindesalter mehr dazu kommen und wer weiß, ob ich eben in Kärnten bleibe, ob ich in Graz bleibe, wo auch immer. Aber ich würde es auf jeden Fall probieren und ich glaube, dass es in Österreich leichter ist. Weil sollten wir jetzt irgendwo anders landen oder so, ist es glaube ich wieder schwieriger. Weil dann hast du quasi zwei Mutter-/Vatersprachen und dann noch die Landessprache und so. Und ich glaube, dann würde ich mir vielleicht überlegen, inwiefern ich das weitergeben wollen würde. Obwohl, ich würde es glaube ich trotzdem weitergeben, ja. (Z 195)

Demzufolge würde die Informantin, wenn sie die Möglichkeit hätte, ihre Kinder auf jeden Fall in zweisprachige Bildungsinstitutionen geben. Schließlich ist es ihr sehr wichtig, ihre Muttersprache an ihre Kinder weiterzugeben. Dass ihre Cousins und Cousinen – die in Tirol, Graz und Völkermarkt leben – kein Slowenisch können, weil vonseiten der Eltern nicht darauf geachtet und einsprachige Schulen besucht wurden, ist für die Probandin bedauerlich (vgl. Z 333).

Kategorie: Sprachgebrauch

Hinsichtlich ihres Sprachgebrauchs im Deutschen erzählte die Probandin, dass sie hauptsächlich im „Kärntner Dialekt“ spricht. Das war allerdings nicht immer so. Ihren Aussagen zufolge hat sie sich früher sprachlich angepasst, wenn sie in Deutschland oder mit einer Gruppe von Deutschen unterwegs war. Auch in den Lehrveranstaltungen an der Universität, als sie nach Graz gezogen ist, hat sie stets versucht, „Hochdeutsch“ zu sprechen. Mittlerweile hat sich das geändert:

Also das habe ich vor allem vor ein paar Jahren, als ich noch jünger war, interessanterweise noch mehr gemacht, weil ich glaube, ich noch unsicherer war, auch was meine [...] Vatersprache angeht. Aber mittlerweile auch nicht mehr so. Weil vorher haben sie gesagt: „Was du kommst aus Österreich, das hört man dir ja gar nicht an“. Und jetzt sagen sie: „Ah, du kommst aus Österreich“. Also das hat sich in den letzten Jahren irgendwie so verändert, weil ich glaube, dass ich mich da einfach nicht mehr so stresse deswegen, weil mir es mehr egal ist, was die dann denken. Und weil ich irgendwie auch stolz darauf bin, im Sinne von „Ich kann das“ irgendwie. Und das ist was anderes als ihr spricht und so. (Z 163)

Diese Situation war im Slowenischen sehr ähnlich. Allerdings gibt es im Gegensatz zum Deutschen Situationen, in denen die Probandin bewusst nicht Slowenisch spricht. Beispielsweise in „rechten Kreisen“. Zwar würde sie nie bestreiten, eine Kärntner Slowenin zu sein, aber in besagter Umgebung würde sie es nicht an den großen Nagel hängen, dass sie Slowenisch spricht (vgl. Z 147). Dies empfindet die Informantin als „eigentlich sehr arg“ (Z 145). Umgekehrt gibt es auch Situationen, in denen sie sich bewusst für Slowenisch entscheidet. Beispielsweise um über Leute zu schimpfen, die der Sprache nicht mächtig sind. Manchmal hätte sie mit ihrer Schwester die Sprache sogar gegen ihren Vater genutzt, „wenn wir gemein sein wollten oder irgendwas ausgemacht haben oder so, hinter seinem Rücken“ (Z 159). Folglich betrachtet sie es durchaus als „praktisch“ (Z 159), Slowenisch sprechen zu können.

Was die Sprachwahl betrifft, erwähnte die Probandin, dass es kaum ortsabhängig, sondern vorwiegend personenabhängig ist, ob sie Deutsch oder Slowenisch spricht. Generell fühlt sie sich in der deutschen Sprache sicherer, da sie immer sehr viel gelesen hat und ihr Wortschatz dementsprechend größer ist als im Slowenischen. Inzwischen konsumiert sie Medien (Bücher, Serien usw.) hauptsächlich auf Englisch. Da sie in Graz studiert und einen deutschsprachigen Studiengang belegt, handelt es sich bei der deutschen Sprache um die Sprache des öffentlichen Bereichs. Slowenisch hingegen spricht die Probandin nur dann, wenn sie auf eine slowenisch-sprechende Person trifft, oder zu Hause in Kärnten. Dass sie sich emotionaler mit der slowenischen Sprache verbunden fühlt, zeigt sich vor allem daran, dass sie mit Kindern und Tieren intuitiv Slowenisch spricht:

Mit der [Katze] habe ich immer Slowenisch geredet. Ja, immer „Miki pujca“. Mit Kindern und Tieren rede ich immer Slowenisch, witzigerweise. Auch wenn sie nicht Slowenisch können. [...] Und auch mit Pferden, weil ich bin ja lange geritten auch und so. Ich habe eigentlich immer gesagt: „Ja brav. Priden, priden“ und so. (lachen) (Z 263)

Auch das Singen verbindet die Informantin mit der slowenischen Sprache. Die slowenischsprachigen Lieder würden ihr viel mehr bedeuten als die Kärntner Lieder. Ihrem Empfinden nach sind die Texte viel schöner, da es um „das Heimatgefühl, verlorene Heimat und [um die] Geschichte von der slowenischen Minderheit“ (Z 295) geht. Für die Probandin sind das „melancholische, wunderschöne Lieder, die einfach heute noch zu Tränen rühren, wenn du darüber nachdenkst“ (Z 295).

➤ Subkategorie: Code-Switching

Wie bereits erwähnt, ist das Code-Switching etwas, das für die Probandin zum „kärntnerslowenischen Dialekt“ gehört. Für sie ist es typisch, dass sie Slowenisch spricht und zwischendurch deutsche Wörter fallen:

Da haben schon so viele oft gelacht und mich, weißt eh, im Zug angesprochen, was ich eigentlich für eine Sprache spreche oder so. Das war so lustig und das passiert mir immer wieder. Weißt eh, ich rede mit der Mama zum Beispiel und dann kommen immer wieder Wörter hinein, die ich gerade nicht auf Slowenisch weiß oder so, weil sie so typisch auf Deutsch sind. Und dann sage ich sie auf Deutsch. Und das muss so lustig klingen: „Bla bla bla bla bla Zahnarzt bla bla bla bla bla Schule“. Und weißt und so, das ist sehr random einfach. (lachen) (Z 107)

Demnach kommt es der Informantin zufolge vor allem dann zum Code-Switching, wenn ihr die slowenischen Begriffe nicht einfallen oder wenn sie Schwierigkeiten hat, das, was sie sagen möchte, auf Slowenisch auszudrücken. Zum Wechseln zwischen den Sprachen würde es nicht nur innerhalb eines Satzes, sondern sogar innerhalb eines Wortes kommen. Dabei handelt es sich um eine Fähigkeit, die die Probandin nicht nur sich selbst, sondern generell zwei- und mehrsprachigen Personen zuschreibt.

Kategorie: Zweisprachigkeit in Kärnten

In den Augen der Informantin werden mit der Zweisprachigkeit in Kärnten viele „negative Gefühle“ (Z 149) verbunden, womit ein großes „Aggressionspotenzial“ (Z 149) einhergeht. Im Interview konnte sich die Probandin an eine Situation erinnern, in der sie sich aufgrund ihrer Sprache „komisch“ (Z 141) gefühlt hat:

Also witzigerweise kommt die [Situation] immer als erstes ins Gedächtnis, wenn ich an so etwas denke. Da war ich, glaube ich, 13 oder 12, also noch ganz am Anfang vom Gymnasium und da bin ich mit ein paar Freunden/Freundinnen von der Schule nach Hause gefahren. Also

wir sind da ja immer von Klagenfurt nach Föderlach gefahren, tak-tak, jeden Tag. Und da sind wir dann zusammen gesessen in unserer Runde und haben Slowenisch geredet, also untereinander. [...] Wir sind auf so einem typischen Vierer gesessen und da war allein ein Typ neben uns, ein älterer Herr, so ich weiß nicht, um die Fünfzig, Sechzig oder so. Und wir haben gemerkt, wie er so am Anfang ganz normal war und so und immer zu uns hergeschaut hat und dann irgendwie mit der Zeit immer so komischere Blicke zu uns geworfen hat und wir haben uns gedacht: „Ok, vielleicht sind wir ihm zu laut“ oder so, kann ja sein, weißt eh. Und dann irgendwann ist er aufgestanden und hat sehr laut zum, nicht Schreien, aber sehr laut zum Sagen angefangen: „Ihr scheiß Tschuschen, geht hinunter, wo ihr herkommt und verschwindet“. [...] wir haben zuerst nicht glauben können, was passiert. Und dann haben wir eh zurück gesagt: „Hallo, wir sprechen Slowenisch. Das ist eine angesehene Sprache in Kärnten. Hallo, wir sind genauso Kärntner wie Sie“ und so. Aber das lässt sich der nicht sagen, weißt eh, das ist / das sind diese Typen. Es gibt so extreme Typen wirklich, man glaubt es nicht. Man hört davon, aber man glaubt es nicht, bis man es selber erlebt. Und das war wirklich für uns so ein Schock [...] Und wir haben echt, nicht Angst gehabt, aber wir waren einfach so: „Was, wir haben ja nichts gemacht?“ quasi, weißt so. Und das nur deswegen, weil wir uns trauen im tollen DEUTSCHEN Kärnten noch eine andere Sprache zu sprechen. (Z 143)

Seit diesem einprägsamen Erlebnis würde die Probandin in bestimmten Kreisen bewusst nicht Slowenisch sprechen. Auf die Frage, warum die Zweisprachigkeit in Kärnten ihrer Meinung nach so negativ bewertet wird, wusste die Informantin keine Antwort. In Ledenitzen würden viele einsprachige Familien der Ansicht sein, „dass die Zweisprachigen bevorzugt werden“ (Z 151). Wenn das stimmt, wäre das der Informantin zufolge nicht in Ordnung. Insofern macht sie beiden Seiten für Konflikte, die die zweisprachige Situation Kärntens mit sich bringt, verantwortlich. Schließlich gäbe es auch extreme Kärntner Slowenen, die sich separieren würden. Daher ist es für die Probandin sehr wichtig, zweisprachigen Unterricht für alle anzubieten und nicht nur für jene, die aus einem slowenischsprachigen Elternhaus kommen. Die Entwicklung, dass immer mehr Kinder aus einsprachigen Familien das slowenische Gymnasium besuchen, empfindet sie positiv. Demnach findet der Informantin zufolge ein generationsbedingtes Umdenken statt. Während die Zweisprachigkeit bei ihrer Mutter, als sie in ihrem Alter war, von der Gesellschaft stigmatisiert wurde, würde sie heute unter jungen Leuten eine Aufwertung erfahren. Von diesen hat die Probandin bereits öfter gehört, dass es „cool“ (Z 367) ist, Slowenisch zu sprechen. Sie selbst ist froh, zweisprachig zu sein, da sie aufgrund dessen zwei verschiedenen Kulturen angehört und die Kärntner Slowenen „gut auch feiern können und einfach das slawische Blut auch in [sich] haben“ (Z 381).

➤ Subkategorie: Zweisprachige Aktivitäten in Kärnten

Den Besuch des zweisprachigen Kindergartens und der zweisprachigen Volksschule hat die Informantin sehr positiv in Erinnerung. Insbesondere der Sprachtausch mit der Partnerschule in Slowenien, die zweisprachigen Buchprojekte und Lesungen sind der Probandin im

Gedächtnis geblieben. Darüber hinaus nahm die Informantin an mehreren außerschulischen Aktivitäten teil: Während im zweisprachigen Chor „Jepca“ neben deutschen auch slowenische Lieder gesungen wurden, konzentrierte sich die slowenische Theatergruppe auf die slowenische Sprache. Folglich bewertet die Probandin das zweisprachige Bildungsangebot in Ledenitzen als sehr gelungen. Dennoch empfindet sie die Situation als ambivalent, da sich aufgrund der zweisprachigen Aktivitäten die einsprachigen Familien benachteiligt fühlen würden:

Also für mich / Für einen, der zweisprachig ist oder seine Kinder zweisprachig auch erziehen will oder so, ist es super. Aber ich habe dann immer so ein bisschen das im Hinterkopf: „Oje, was werden denn jetzt die Einsprachigen sagen?“ [...] Und deswegen ist es echt arg, weil man ist da so fifty-fifty. Also irgendwie freut man sich und irgendwie denkt man sich: „Oje, jetzt geht es wieder los da. Jetzt heißt es wieder, die Zweisprachigen bekommen mehr oder so“. Und wie gesagt, ich verstehe es teilweise auch, aber ja (...) Das ist dann von oben blöd und ich denke mir: „Ihr könntet auch aufstehen und mehr machen“. Das ist dann immer das, weißt? Und da fangen dann die Fronten schon an. (Z 323)

Der Informantin zufolge darf Sprache nicht zum Thema gemacht werden, da es die persönliche Entscheidung eines jeden ist, ob er sich am zweisprachigen Bildungsangebot beteiligt oder nicht (vgl. 331).

➤ Subkategorie: Kärntner Ortstafelstreit

Die Probandin glaubt, dass man in Österreich aufgrund des Ortstafelstreits weiß, dass Kärnten zweisprachig ist. Zum Thema „Ortstafelsturm“ erzählte sie ein sprachbiografisches „Schlüssel-erlebnis“ ihrer Mutter:

Wo sie zum Beispiel in die Schule gegangen ist, da war sie glaube ich in der Volksschule, [...] und da ist sie dann am Schulweg nach Hause, Richtung nach Hause, von zwei größeren Buben, die / also die einsprachig quasi / ähm von zwei so großen bekannten deutschen Familien, in dem kleinen Dorf, wo sie gewohnt hat, eben aufgehalten worden und sie haben sie geschlagen, sie haben sie gekratzt, sie beschimpft und geschupft und so. Und einfach nur deswegen / Nur deswegen, weil sie sich getraut hat, Slowenisch zu reden. Weißt du, und das ist öfter passiert. Das ist auch meinen Tanten passiert und so und ganz vielen. Das war so ein offenes Geheimnis. Und auch, dass quasi Lehrer oft einmal die deutschsprechenden Kinder bevorzugt haben und so. Also es ist viel Schlimmes passiert auch. Und ich glaube, dass da nach wie vor sehr viele Wunden sind, gerade von dieser Generation und von meiner Oma-Generation sowieso. (Z 353)

Auch wenn die Informantin davon ausgeht, dass ihre Generation von dem Konflikt nicht sehr betroffen war, hat sie sich intensiv mit dem Thema beschäftigt. Sie persönlich ärgert der Streit um die zweisprachigen Ortstafeln vor allem deshalb, weil es in der Verfassung geregelt ist. Ihrer Meinung nach hätten die einsprachigen Bürger/innen Angst, „dass alles slowenisiert wird“ (Z 349). Demnach würden sie zweisprachige Ortstafeln als „Bedrohung“ (Z 349) sehen, was in

den Augen der Probandin völlig absurd erscheint. Daher könnte sie auch die Lösung im „Kärntner Ortstafelstreit“ nicht nachvollziehen. Ihrer Ansicht nach sollte es kein Problem darstellen, in jenem Bundesland, in dem die Kärntner Slowenen eine anerkannte Sprachminderheit sind, zweisprachige Ortstafeln aufzustellen. Folglich geht sie davon aus, dass sich die Situation um zweisprachige Ortstafeln nicht beruhigt hat, sondern „ruhig gestellt [wurde]“ (Z 367). Zwar würde sich die Probandin freuen, wenn Ledenitzen eine zweisprachige Ortstafel bekommt, aber eigentlich „finde [ich] einfach das lange Streiten darum so anstrengend und ich will einfach gar nicht mehr über das nachdenken“ (Z 361). Denn letztlich wäre über Kärnten sehr viel gelacht worden, weil jahrelang wegen Ortstafeln gestritten wurde (vgl. Z 343). Im Zusammenhang damit fiel der Probandin folgende Geschichte ein:

[...] der Rudi Vouk, der ist mittlerweile ein recht bekannter kärntnerslowenischer Politiker und der hat / Der ist einmal durch eine Ortschaft gerast, irgendwo in Unterkärnten und hat dann quasi, als ihn die Polizei aufgehalten hat, gesagt: „Tut mir leid, ich habe die Ortstafel nicht verstanden“. Weil es nicht auf Slowenisch geschrieben war. (lachen) (Z 343)

4 Conclusio

Die im Rahmen der vorliegenden Untersuchung durchgeführten qualitativen Interviews haben gezeigt, über welche varietätenspezifischen Konzepte die Gewährspersonen in der Einzelsprache Deutsch und in der Einzelsprache Slowenisch vor dem Hintergrund ihrer inneren Mehrsprachigkeit verfügen. Es stellte sich heraus, dass sich die subjektiv konzipierten Sprachformen der Probandinnen generationsbedingt unterscheiden. Während die beiden Informantinnen im Alter von rund 70 Jahren ein bivarietares Konzept der deutschen Sprache („Dialekt“ und „Hochdeutsch“) haben, existiert für die beiden 23-jährigen Informantinnen eine weitere Sprechweise („Umgangssprache“). Darüber hinaus konnte festgestellt werden, dass sich alle vier Probandinnen als Dialektsprecherinnen betrachten. Insofern kommt dem Faktor Bundesländer- und Ortsloyalität eine zentrale Bedeutung im Hinblick auf Spracheinstellungen und potenzielles Sprachverhalten zu. Ihren Dialekt bezeichnen die Gewährspersonen als „Kärntner Dialekt“ oder „Kärntnerisch“. Eine Informantin spezifiziert ihren Dialekt sogar in Bezug auf ihren Wohnort und spricht vom „Südkärntner Dialekt“ oder „Faaker-See-Dialekt“. Durch ihren dialektalen Sprachgebrauch fühlen sich die Probandinnen einer Gemeinschaft zugehörig, die zu ihrer sozialen Identität beiträgt. Folglich dient ihr Dialekt, den eine Informantin der Region Villach zuordnet, nicht nur zur Abgrenzung vom „Hochdeutschen“ und anderen „Bundesländerdialekten“ (z. B. „Tirolerisch“), sondern auch von anderen Regionen Kärntens (z. B. Jauntal). Mit dieser Ortsverbundenheit geht eine positive Bewertung des Dialekts einher. Demnach empfinden alle vier Gewährspersonen ihren Dialekt als „schön“. Sie charakterisieren ihn als gut verständlich und leicht auszusprechen. Deshalb würde er generell bei den Österreicher/innen und speziell bei den Wiener/innen sehr gut ankommen. Lediglich den Grazer/innen gefällt – gemäß den Erfahrungen einer Informantin – der „Kärntner Dialekt“ weniger gut.

Auch mit Blick auf die weitere „soziale Bedeutung“, die die Gewährspersonen den subjektiv konzipierten Sprachformen im Deutschen zuschreiben, konnte ein generationsbedingter Unterschied festgestellt werden. Für die beiden älteren Probandinnen stellt der Dialekt die gewohnte und alltägliche Sprechlage dar, die als identitätsstiftend gilt und ein hohes Prestige genießt. Die beiden jüngeren Probandinnen hingegen stigmatisieren den Dialekt als „bäuerlich“, „wild“ und „tief“ und assoziieren damit Sprecher/innen, die vom Land kommen. Da sie aufgrund ihrer Mobilität und ihrer urbanen Wohnlage auf Sprecher/innen anderer österreichischer Bundesländer und auf Sprecher/innen aus Deutschland treffen, sind sie gemäß ihren Aussagen im Sprach-

verhalten flexibler als die älteren Informantinnen. Demnach hängt die Bereitschaft zur sprachlichen Variation nicht nur mit der individuellen Kompetenz, sondern auch mit dem Wohnort zusammen. An der Universität eigneten sich die beiden jüngeren Informantinnen demzufolge eine umgangssprachliche Sprechweise an, um von ihren Studienkolleg/innen verstanden zu werden. Damit wird der Dialekt im Sinne einer Sprach- und Kommunikationsbarriere stigmatisiert. Die „Umgangssprache“ wird von den zwei jüngeren Probandinnen als eine Mischung aus „Dialekt“ und „Hochdeutsch“ definiert und mit dem Ziel einer varietären Sprachanpassung verwendet. Insofern erscheint die „Umgangssprache“ als eine relativ neutrale Sprachform. Darüber hinaus unterscheiden die beiden jüngeren Probandinnen zwischen der „Umgangssprache“ als das „österreichische oder wienerische Hochdeutsch“ und dem „klassischen Hochdeutsch“ als Standardsprache. Die beiden älteren Probandinnen bevorzugen für dieses Sprachkonzept die Bezeichnung „nach der Schrift sprechen“ oder „Schriftsprache“ und assoziieren es mit Deutschland, Wien und generell mit „Fremden“ oder „Zugewanderten“. Während sie die standardsprachliche Varietät als „angeberisch“ stigmatisieren, stehen dieser die zwei jüngeren Informantinnen unterschiedlich gegenüber. Case 3 (Studentin in Wien) schreibt dem „Hochdeutschen“ ein hohes Prestige zu, weil es sich beim „schönen Sprechen“ um eine wichtige Kompetenz am Arbeitsplatz handelt. Hingegen wird das „Hochdeutsche“ von Case 4 (Studentin in Graz) als „nicht schön“ und „hart“ bezeichnet und daher vermeidlich im Umgang mit bundesdeutschen Sprecher/innen gebraucht. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die beiden jüngeren Informantinnen auch in Bezug auf die angenommene künftige Kommunikation mit eigenen Kindern voneinander. Erstere würde ein „umgangssprachliches, schönes Deutsch“ als Sozialisationssprache für ihre Kinder wählen, letztere den Dialekt.

In Bezug auf die Sprachvarietäten im Slowenischen konnte festgestellt werden, dass sich die slowenischsprechenden Gewährspersonen hinsichtlich ihres dialektalen Konzepts von der windischsprechenden Probandin unterscheiden. Sie bezeichnen ihren Dialekt als „kärntnerslowenischen Dialekt“ und meiden den Begriff „Windisch“, da er für sie negativ konnotiert ist. Demnach identifizieren sich Case 2 und Case 4 über ihr Sprachkonzept mit der slowenischen Minderheit in Kärnten, während sich Case 1 über den „windischen“ Dialekt von dieser abgrenzt. Im Bewusstsein von Case 2 handelt es sich dabei um ein „Politikum“, im Zuge dessen die „Windischen“ als die „echten Kärntner/innen“ galten. Für Case 4 ist „Windisch“ eine abwertende Bezeichnung für das „Kärntner Slowenisch“. Case 1 hingegen bezeichnet sich selbst als „Windische“, um sich mit den „kärntentreuen“ Sprachslowenen zu identifizieren. In dieser Hinsicht wird ein bildungsbedingter Unterschied reflektiert. Die slowenischsprechenden Informan-

tinnen konnten eine höhere Ausbildung genießen, in der sie sich mit der „Slowenisch-Windisch-Problemik“ auseinandergesetzt haben. Sie fühlen sich ebenso mit Kärnten verbunden und betrachten sich nicht als „Slowenen-Slowenen“, sondern „Kärntner Slowenen“ im Sinne eines eigenen „Volkstammes“. Indessen differenziert die windischsprechende Informantin nach wie vor zwischen „Kärntner Slowenen“ und „Windischen“ im Sinne einer ethnisch-nationalen Zugehörigkeit. Darüber hinaus ist sie der weit verbreiteten stereotypen Auffassung, dass es sich beim „windischen Dialekt“ um eine „zusammengewürfelte Sprache“ aus Deutsch und Slowenisch handelt. Auch Case 3 vermutet, dass im „Windischen“ deutsche Wörter vorkommen. Für die slowenischsprechenden Probandinnen hingegen besteht aus sprachlicher Sicht kein Unterschied zwischen „Windisch“ und „Kärntner Slowenisch“, da sie auch in ihrem „Kärntner Slowenisch“ Lehnwörter aus dem Deutschen gebrauchen. Obwohl alle drei Informantinnen zweisprachig aufgewachsen sind, betrachten Case 2 und Case 4 Slowenisch, Case 1 Deutsch als ihre Muttersprache. Damit einher geht eine differente Einstellung hinsichtlich des Sprachverhaltens. Case 2 hat ihre Kinder zweisprachig (Deutsch und Slowenisch) – auch Case 4 würde beide Sprachen an ihre Kinder weitergeben – und Case 1 einsprachig (Deutsch) sozialisiert. Letztere stigmatisiert „Windisch“ als eine „unzureichende“ Sprache, weil man sie weder ortsübergreifend verwenden noch schreiben kann. Da die anderen zwei Informantinnen gemäß ihren Aussagen „Hochslowenisch“ in Wort und Schrift beherrschen, ist anzunehmen, dass die subjektiv konzipierten Sprachformen im Slowenischen nicht generations-, sondern bildungsbedingt voneinander abweichen. Alle drei Probandinnen verfügen über ein entsprechend bivarietares Konzept („Dialekt“ und „Hoch-/Schriftslowenisch“).

Was den postulierten Sprachgebrauch der Gewährspersonen betrifft, stellte sich heraus, dass Deutsch die Sprache des öffentlichen Bereichs und Slowenisch die Sprache der privaten Umgebung ist. Demzufolge wird zu Hause oder mit Freunden Slowenisch gesprochen, während beim Einkaufen oder am Gemeindeamt Deutsch bevorzugt wird. Generell antworten die zweisprachigen Probandinnen in jener Sprache, in der sie angesprochen werden. Zum Code-Switching kommt es hauptsächlich dann, wenn den Informantinnen slowenische Begriffe (z. B. *Zahnarzt*) nicht einfallen. Demnach wird zwischen den Sprachen situativ und sowohl personen- als auch ortsabhängig gewechselt. Hinsichtlich des postulierten Sprachgebrauchs in der Einzelsprache Deutsch konnte ein generationsbedingter Unterschied festgestellt werden. Die beiden älteren Probandinnen sprechen demzufolge beinahe ausnahmslos im Dialekt, während die beiden jüngeren Probandinnen aussagen, in alltäglichen Situationen eine dialektale und in formellen Kontexten, wie in Vorlesungen oder am Arbeitsplatz, eine „umgangssprachliche“ Sprachform zu verwenden. Als ein sprachbiografisches „Schlüsselerlebnis“ stellte sich der Umzug

nach Graz/Wien und der Beginn des Studiums heraus, im Zuge dessen sich die Informantinnen eine „hochdeutsche“ Sprechweise aneigneten. Beide switchen demzufolge automatisch vom „Kärntner Dialekt“ ins „Hochdeutsche“, wenn sie mit Wiener/innen oder Deutschen kommunizieren.

Die Zweisprachigkeit in Kärnten wird von allen vier Gewährspersonen ob der Lage nahe der österreichisch-slowenischen Grenze sehr positiv bewertet. Das zweisprachige Bildungsangebot in Ledenitzen bewährt sich in ihren Augen äußerst gut, da vermehrt Kinder ohne Slowenisch-Vorkenntnisse den zweisprachigen Volksschulunterricht besuchen. Case 2 und Case 4 ist es insbesondere ein Anliegen, dass sich die Kärntner Slowenen nicht separieren, sondern entsprechende Organisationen und Vereine neue Mitglieder aufnehmen. Während Case 3 den slowenischsprachigen Aktivitäten in Ledenitzen sehr offen gegenübersteht, interessiert sich Case 1 nicht für den kärntnerslowenischen Kulturverein. Des Weiteren machen alle vier Probandinnen die Politik dafür verantwortlich, dass man österreichweit weiß, dass Kärnten zweisprachig ist. Case 2 und Case 4 können sich diesbezüglich vorstellen, dass mit der Zweisprachigkeit in Kärnten negative Gefühle einhergehen. Beide sehen aber nicht ihre Generation, sondern die Generation dazwischen³⁰ als jene an, die hinsichtlich ihrer Zweisprachigkeit von der Gesellschaft stigmatisiert worden ist und am stärksten um ihre Identität als Kärntner Slowenen kämpfen mussten. Case 1 und Case 3 gehen davon aus, dass die zweisprachige Situation Kärntens im restlichen Österreich mit neutralen Augen betrachtet wird. Hier zeigt sich, dass die Wahrnehmung der Informantinnen aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen divergiert. Es konnte festgestellt werden, dass die slowenische Sprache insbesondere bei den beiden jüngeren Informantinnen positiv bewertet wird. Das Thema „Kärntner Ortstafelstreit“ wird von den Gewährspersonen als „anstrengend“ und „lächerlich“ bezeichnet. Da die beiden älteren Probandinnen für den Haushalt und die Kindererziehung zuständig waren, haben sie gemäß ihren Aussagen den „Ortstafelsturm“ der 1970er Jahre kaum verfolgt. Case 1 und Case 2 zufolge oblag dies ihren Männern. Insofern lässt sich im Vergleich mit den beiden jüngeren Probandinnen bei letzteren eine emanzipatorische Entwicklung beobachten. Während Case 3 (einsprachig) die Lösung im Ortstafelstreit als sinnvoll erachtet, zeigt sich Case 4 (zweisprachig) damit unzufrieden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der sprachbiografische Zugang einen Einblick in die subjektiv konzipierten Sprachformen linguistischer Lai/innen ermöglicht. In der vorliegenden Arbeit wurden Sprecherinnen aus Ledenitzen nach persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen zur Zweisprachigkeit in Kärnten im Licht von qualitativen Interviews befragt. Mit Blick auf

³⁰ Personen, die um die 1970er Jahre geboren wurden.

ihre subjektiven Wahrnehmungen und Einstellungen konnten sowohl generations- als auch bildungs- und sozialisationssprachenbedingte Unterschiede festgestellt werden. Es wäre interessant, die Ergebnisse der Untersuchung um die (Sprach-)Einstellungen von weiteren Generationen, von männlichen Sprechern und von Sprecher/innen (ein- und zweisprachig) anderer Ortschaften zu erweitern. In diesem Sinne wäre es wünschenswert, wenn ein zunehmendes Interesse an den laienlinguistischen Sprachkonzepten in Kärnten und an der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit gezeigt wird, da es noch weitere spannende Aspekte zu erforschen gilt.

5 Literaturverzeichnis

- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin / New York: de Gruyter.
- ARENDT, BIRTE (2014): Qualitative Interviews als interaktive ko-konstruktive Prozesse. Kontextsensitivität in mikroanalytischer Perspektive. In: CUONZ, CHRISTINA / STUDLER, REBEKKA (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. (Stauffenburg Linguistik 81). Tübingen: Stauffenburg, 7–30.
- ATTESLANDER, PETER (2010): Methoden der empirischen Sozialforschung. 13. neu bearb. u. erw. Aufl. (ESV basics). Berlin: Schmidt.
- BECHERT, JOHANNES / WILDGEN, WOLFGANG (Hg.) (1991): Einführung in die Sprachkontaktforschung. (Die Sprachwissenschaft). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- BOECKMANN, KLAUS-BÖRGE (1988): Stereotype und Typen. In: BOECKMANN, KLAUS-BÖRGE / BRUNNER, KARL-MICHAEL / EGGER, MARIOLA / GOMBOS, GEORG / JURIČ, MARIJA / LARCHER, DIETMAR (Hg.): Zweisprachigkeit und Identität. (Dissertationen und Abhandlungen 16). Klagenfurt: Drava, 81–104.
- BOGATAJ, MIRKO (1989): Die Kärntner Slowenen. Klagenfurt / Wien: Hermagoras.
- BUSCH, BRIGITTA (2017): Mehrsprachigkeit. (UTB Sprachwissenschaft 3774). Wien: Facultas.
- BUSCH, BRIGITTA (2010): Slowenisch in Kärnten – Sprache jenseits ethnischer Kategorien. In: WINTERSTEINER, WERNER / GOMBOS GEORG / GRONOLD, DANIELA (Hg.): Grenzverkehr/ungen. Mehrsprachigkeit, Transkulturalität und Bildung im Alpen-Adira-Raum. Klagenfurt: Wieser, 174–188.
- BUSCH, BRIGITTA / DOLESCHAL, URSULA (2008): Mehrsprachigkeit in Kärnten heute. In: Wiener Slavistisches Jahrbuch 54. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 7–20.
- CASPER, KLAUDIA (2002): Spracheinstellungen. Theorie und Messung. (Heidelberger Schriften zur Sprache und Kultur 6). Norderstedt: Books on Demand.
- CUONZ, CHRISTINA (2014): Was kann die diskursive Spracheinstellungsforschung (nicht?) Methodologische und epistemologische Überlegungen. In: CUONZ, CHRISTINA / STUDLER, REBEKKA (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. (Stauffenburg Linguistik 81). Tübingen: Stauffenburg, 31–64.

- CUONZ, CHRISTINA / STUDLER, REBEKKA (2014): Einleitung. Sprechen über Sprache – Ein Methodenband zur Spracheinstellungsforschung. In: CUONZ, CHRISTINA / STUDLER, REBEKKA (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. (Stauffenburg Linguistik 81). Tübingen: Stauffenburg, 1–6.
- DIEKMANN, ANDREAS (2012): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Orig.-Ausg., vollst. überarb. und erw. Neuausg. 2007, 6. Aufl. (Rororo 55678 / Rowohlts Enzyklopädie). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- DITTMAR, NORBERT (1997): Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 57). Berlin / Bosten: de Gruyter.
- DITTMAR, NORBERT (1996): Soziolinguistik. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 16). Heidelberg: Groos.
- ENDER, ANDREA / KAISER, IRMTRAUD (2009): Zum Stellenwert von Dialekt und Standard im österreichischen und Schweizer Alltag. Ergebnisse einer Umfrage. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (Vol.37/2), 266–295.
- GLUDOVACZ, BARBARA (2016): ‚Dialekte‘ in Österreich aus Wiener Sicht. Eine empirische Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsuntersuchung. Diplomarbeit Universität Wien.
- GRDINA, IGOR / STABEJ, MARKO (2002): Slowenisch. In: OKUKA, MILOS / KRENN, GERALD: Wieser Enzyklopädie des europäischen Osten. (Bd. 10). Übersetzt a. d. Slow. v. Feliks J. Bister u. Barbara Predin. Klagenfurt: Wieser, 495–508.
- GÜTTLER, PETER (2003): Sozialpsychologie. Soziale Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderungen. 4. durchges. u. unwesentl. erw. Aufl. (Edition Psychologie). München / Wien: Oldenbourg.
- HOPF, CHRISTEL (1995): Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: FLICK, UWE / VON KARDORFF, ERNST / KEUPP, HEINER / VON ROSENSTIEL, LUTZ / WOLFF, STEPHAN (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl. Weinheim: Beltz PVU, 177–182.
- HUFSCHMIDT, JOCHEN / MATTHEIER, KLAUS (1981): Sprache und Gesellschaft. Überlegungen zu einer integrierenden Beschreibung. In: BESCH, WERNER / HUFSCHMIDT, JOCHEN / KALL-HOLLAND, ANGELIKA / KLEIN, EVA / MATTHEIER, KLAUS: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt 1.

- (Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande: Universität Bonn). Berlin: Schmidt, 43–83.
- HUNDT, MARKUS (2011): Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt – Theorien und Methoden der Einstellungsforschung im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie. In: ELEMENTALER, MICHAEL / HOINKES, ULRIKE (Hg.): Gute Sprache, schlechte Sprache. Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel. (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft 2) Frankfurt am Main: Lang, 77–104.
- HUNDT, MARKUS / ANDERS, CHRISTINA ADA / LASCH, ALEXANDER (2010): Gegenstand und Ergebnisse der Wahrnehmungsdialektologie (Perceptual Dialectology). In: ANDERS, CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter, XI–XXI.
- KALLMEYER, WERNER (2005): Qualitative Methoden. In: AMMON, ULRICH (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. 2nd completely revised and extended edition. Volume 2. Berlin / New York: de Gruyter, 978–992.
- KELLERMEIER-REHBEIN, BIRTE (2014): Plurizentrik. Einführung in die nationalen Varietäten des Deutschen. Berlin: Schmidt.
- LAMNEK, SIEGFRIED (2010): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 5. überarb. Aufl. Weinheim (u.a.): Beltz.
- LENZ, ALEXANDRA N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 125). Stuttgart: Steiner.
- LENZ, ALEXANDRA N. (2010): Zum Salienzbeff und zum Nachweis salienter Merkmale. In: HUNDT, MARKUS / ANDERS, CHRISTINA ADA / LASCH, ALEXANDER (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter, 89–110.
- LIPAVIC OŠTIR, ALJA (2017): Substandardsprachliche Germanismen im Slowenischen. (Slavistik 2). Wien: LIT.
- LÖFFLER, HEINRICH (2016): Germanistische Soziolinguistik. 5. neubearb. Aufl. (Grundlagen der Germanistik 28). Berlin: Schmidt.
- LUCIUS-HOENE, GABRIELE / DEPPELMANN, ARNULF (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- MALLIGA, FREYA (1997): Tendenzen in der geschlechtsabhängigen Sprachverwendung und Spracheinschätzung. Am Beispiel der Stadt Villach in Kärnten. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 19). Frankfurt am Main: Lang.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. (Uni-Taschenbücher 994) Heidelberg: Quelle & Meyer.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1994): Varietätenzensus. Über die Möglichkeiten, die Verbreitung und Verwendung von Sprachvarietäten in Deutschland festzustellen. In: MATTHEIER, KLAUS J. / WIESINGER, PETER (Hg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. (Reihe Germanistische Linguistik 147). Tübingen: Niemeyer, 413–442.
- MAYRING, PHILIPP (2005): Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: MAYRING, PHILIPP / GLÄSER-ZIKUDA, MICHAELA (Hg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim / Basel: Beltz, 7–20.
- MAYRING, PHILIPP (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 12. überarb. Aufl. (Pädagogik). Weinheim (u.a.): Beltz.
- MAYRING, PHILIPP (2016): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 6. überarb. Aufl. (Pädagogik). Weinheim (u.a.): Beltz.
- MISOCH, SABINA (2015): Qualitative Interviews. Berlin (u. a.): de Gruyter.
- PLEWNIA, ALBRECHT / ROTHE, ASTRID (2012): Sprache – Einstellungen – Regionalität. In: EICHINGER, LUDWIG M. / PLEWNIA, ALBRECHT / SCHOEL, CHRISTIANE / STAHLBERG, DAGMAR (Hg.): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. (Studien zur deutschen Sprache 61). Tübingen: Narr, 9–118.
- POHL, HEINZ-DIETER (2017): Das Slowenische – historisch die erste, heute die zweite Landessprache Kärntens. In: Europäisches Journal für Minderheitenfragen (10/3-4), 263–284.
- POHL, HEINZ-DIETER (2009): Sprachkontakt in Kärnten. In: ELEMENTALER, MICHAEL (Hg.): Deutsch und seine Nachbarn. (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft 1). Frankfurt am Main: Lang.
- PRILASNIG, FABIAN GOTTFRIED (2013): Das Slowenische in Kärnten aus soziolinguistischer Sicht. In: Wiener Linguistische Gazette 77, 84–91.

- RECHBERGER, ISABELLA (2017): Zur ‚sozialen Bedeutung‘ von Sprachvarietäten in der Obersteiermark. Diplomarbeit Universität Wien.
- REITERER, ALBERT F. (2004): Minderheiten wegzählen? Methodische und inhaltliche Probleme amtlicher Sprachenzählungen. In: PANDEL, MARTIN / POLZER-SRIENZ, MIRJAM / POLZER, MIROSLAV / VOSPERNIK, REGINALD (Hg.): Ortstafelkonflikt in Kärnten – Krise oder Chance? (Ethnos 64). Wien: Braumüller, 25–38.
- RESSMANN, GABRIELE (2003): Rod pod Jepo. Zweisprachiges Kärnten. In: CZERNILOFSKY, BARBARA (Hg.): Trennendes – Verbindendes. Selbstzeugnisse zur individuellen Mehrsprachigkeit. Wien: Ed. Praesens, 138–143.
- RIEHL, CLAUDIA MARIA (2014): Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. 3. überarb. Aufl. (Narr Studienbücher). Tübingen: Narr.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (Grundlagen der Germanistik 49). Berlin: Schmidt.
- SCHÜTZE, FRITZ (2016): Biographieforschung und narratives Interview. In: SCHÜTZE, FRITZ: Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. Hrsg. v. Werner Fiedler u. Heinz-Hermann Krüger. (Studien zur qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung: ZBBS-Buchreihe). Opladen / Berlin / Toronto: Budrich, 55–73.
- SPIEKERMANN, HELMUT (2010): Visualisierungen von Dialekten: Ein Beitrag zum Nutzen der Laiendialektologie. In: ANDERS, ADA CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter, 221–244.
- STEINEGGER, GUIDO (1998): Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 26). Frankfurt am Main: Lang.
- STEINERT, ERIKA (2008): Ansätze qualitativer Sozialforschung. In: STEINERT, ERIKA / THIELE, GISELA (Hg.): Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis. Einführung in die qualitativen und quantitativen Methoden. (Görlitzer Beiträge zu regionalen Transformationsprozessen 2). Frankfurt am Main: Lang, 77–125.

- STEINERT, ERIKA (2008): Das narrative Interview. In: STEINERT, ERIKA / THIELE, GISELA (Hg.): Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis. Einführung in die qualitativen und quantitativen Methoden. (Görlitzer Beiträge zu regionalen Transformationsprozessen 2). Frankfurt am Main: Lang, 146–172.
- STRASSER, HERMANN / BRÖMME, NORBERT (2004): Prestige und Stigma. In: AMMON, ULRICH (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. 2nd completely revised and extended edition. Volume 1. Berlin / New York: de Gruyter, 412–417.
- SUPPAN, ARNOLD (2004): Zur Geschichte Südkärntens. Aus der Perspektive einer zweisprachigen Region. In: PANDEL, MARTIN / POLZER-SRIENZ, MIRJAM / POLZER, MIROSLAV / VOSPERNIK, REGINALD (Hg.): Ortstafelkonflikt in Kärnten – Krise oder Chance? (Ethnos 64). Wien: Braumüller, 128–199.
- ZIEGLER, EVELYN (1996): Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen. Eine Familienfallstudie. (VarioLingua 2). Frankfurt am Main: Lang.

Internetquellen

- DEPPERMAN, ARNULF (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research (14/3; Artikel 13).
URL: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584> [21.08.2017]
- DRESING, THORSTEN / PEHL, THORSTEN (2013): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. 5. Aufl. Marburg.
URL: www.audiotranskription.de/praxisbuch [21.08.2017]

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Beispiel Sprachkontakt Deutsch-Slowenisch.....	17
Abbildung 2: Finkenstein am Faaker See.....	28
Abbildung 3: „Umgangssprache“ im zweisprachigen Gebiet Kärnten.....	29
Abbildung 4: Sprachmännchen (aus BUSCH 2017: 37).....	43
Abbildung 5: „Sprachmännchen“ Case 1.....	51
Abbildung 6: „Sprachmännchen“ Case 2.....	62
Abbildung 7: „Sprachmännchen“ Case 3.....	72
Abbildung 8: „Sprachmännchen“ Case 4.....	81

6 Anhang

Interviewleitfaden

Hinführung zum Thema: Sprachmännchen

Das Sprachmännchen stellt Ihren Körper dar. Welche Sprachen spielen in Ihrem Leben eine Rolle? Denken Sie dabei auch an verschiedene Erscheinungsformen einer Sprache. Wo würden Sie diese im Sprachmännchen ihren Bedeutungen entsprechend verorten? Nehmen Sie für jeweils eine Sprache bzw. Erscheinungsform eine Farbe und malen den für Sie passenden Körperteil aus. Bitte zeichnen Sie neben das Sprachmännchen eine Legende, um die den jeweiligen Farben entsprechende(n) Sprache(n) und Erscheinungsform(en) zu erläutern.

Konzepte hinsichtlich der Variation der deutschen und slowenischen Sprache

Allgemein:

Welche Sprache(n) sprechen Sie?

In Bezug auf Deutsch:

Sprechen Sie Dialekt?

Wie heißt dieser Dialekt? Hat er einen Namen?

Sprechen Sie neben Dialekt noch etwas? („Hochdeutsch“?)

In Bezug auf Slowenisch:

Sprechen Sie einen slowenischen Dialekt?

Wie heißt dieser Dialekt? Hat er einen Namen?

Sprechen Sie neben Dialekt noch etwas? („Hochslowenisch“?)

Sprachbiographische „Schlüsselerlebnisse“ und sprachliche Sozialisation

Lebensstationen in Bezug auf Sprache:

- Bis zum Schuleintritt (Welche Schule(n) haben Sie besucht?)
- Bis zum Eintritt ins Berufsleben (Welchen Beruf haben Sie ausgeübt? / Welchen Beruf üben Sie aus? / Was haben Sie studiert? / Was studieren Sie?)
- Eheschließung, Kinder
- Ausscheiden aus dem Berufsleben

Allgemein:

Soweit Sie sich zurückerinnern können, wie sind Sie sprachlich aufgewachsen?

Wie haben Ihre Eltern mit Ihnen gesprochen?

Wie haben Ihre Eltern untereinander gesprochen?

Wie haben Ihre Geschwister mit Ihnen gesprochen?

Wie haben Sie als Kind gesprochen?

Welche Rolle hat Dialekt in Ihrer Kindheit und Ihrer näheren Umgebung gespielt?

Würden Sie sagen, dass es Unterschiede zwischen Ihrem Dialekt und den Ihrer Eltern/Großeltern gibt? Spricht man heute anders als früher?

Hat sich mit Schuleintritt Ihre Sprache verändert?

Wann sprechen Sie Hochdeutsch?

Wer spricht Hochdeutsch im Ort?

Hat sich Ihr Sprachverhalten im Laufe Ihrer weiteren Ausbildung bzw. mit Eintritt ins Berufsleben verändert?

Erinnern Sie sich an Situationen, in denen Sie aufgrund Ihrer Art zu sprechen (Dialekt oder Hochdeutsch) kritisiert wurden?

Erinnern Sie sich an Situationen, in denen Sie Vorteile aufgrund Ihrer Art zu sprechen hatten (Dialekt oder Hochdeutsch)?

Wie haben/würden Sie Ihre eigenen Kinder sprachlich erziehen/erziehen?

Haben/Würden Sie mit Ihren Kindern im Dialekt oder auf Hochdeutsch gesprochen/sprechen?

Haben/Würden Sie Ihr(e) Kind(er) zweisprachig erziehen/erziehen?

In Bezug auf Slowenisch:

Können Sie Deutsch und Slowenisch lesen und schreiben?

In welcher Sprache fühlen Sie sich sicherer?

Wie bewerten Sie Ihre Mehrsprachigkeit?

In welcher Sprache träumen Sie?

Wie sprechen Sie mit ihrem Haustier, falls Sie eines haben?

Erinnern Sie sich an Situationen, in denen Sie sich aufgrund Ihrer Zweisprachigkeit unbehaglich fühlten oder gar Nachteile deswegen hatten?

Erinnern Sie sich an Situationen, in denen Sie aufgrund Ihrer Zweisprachigkeit Vorteile hatten?

Verstehen Sie die Leute im Ort, die Windisch sprechen?

Wie würden Sie „Windisch“ definieren?

In Bezug auf Windisch:

Was ist „Windisch“?

Wer spricht Windisch im Ort?

Können Sie Windisch lesen und schreiben?

Haben Sie mit Ihren Kindern Windisch gesprochen?

Warum haben Sie Windisch (nicht) an Ihre Kinder weitergegeben?

Konzepte hinsichtlich der Funktionalität der deutschen und slowenischen Sprache

Allgemein:

Erzählen Sie mir, wann Sie Dialekt und wann Sie Hochdeutsch sprechen?

Ist das situations-, orts- und personenabhängig?

In Bezug auf Slowenisch:

Erzählen Sie mir, wann Sie Deutsch und wann Sie Slowenisch sprechen?

Ist das situations-, orts- und personenabhängig?

Gibt es Situationen, in denen Sie Deutsch bzw. Slowenisch nicht sprechen? Wenn ja, wann?

Konsumieren Sie Medien vorwiegend in deutscher oder slowenischer Sprache?

Wechseln Sie zwischen Deutsch und Slowenisch?

Wechseln Sie zwischen den Sprachen innerhalb eines Satzes oder sogar innerhalb eines Wortes? Wenn ja, wann?

In Bezug auf Windisch:

Erzählen Sie mir etwas darüber, wann Sie Windisch sprechen?

Ist das situations-, orts- und personenabhängig?

Gibt es Situationen, in denen Sie Deutsch bzw. Windisch nicht sprechen? Wenn ja, wann?

Wechseln Sie zwischen Deutsch und Windisch?

Wechseln Sie zwischen den Sprachen innerhalb eines Satzes oder sogar innerhalb eines Wortes? Wenn ja, wann?

Spracheinstellungen allgemein

Gefällt Ihnen der Dialekt, den Sie sprechen?

Was ist Ihrer Meinung nach besonders an Ihrem Dialekt?

Welchen Eindruck haben Sie, wenn jemand Dialekt spricht?

Welchen Eindruck haben Sie, wenn jemand Hochdeutsch spricht?

Gefällt Ihnen Ihr Dialekt besser als andere Dialekte in Österreich?

Wissen Sie, dass der Kärntner Dialekt sehr beliebt ist?

Wie wird Ihrer Meinung nach Zweisprachigkeit in Kärnten wahrgenommen? (positiv/negativ)

Glauben Sie, dass man in Österreich weiß, dass in Kärnten Slowenisch gesprochen wird?

Ist es Ihnen wichtig, dass Ihr Dialekt (sowohl in Deutsch als auch in Slowenisch) an die nächste Generation weitergegeben wird?

Glauben Sie, dass Ihr Dialekt (sowohl in Deutsch als auch in Slowenisch) einmal „aussterben“ könnte oder sich einfach mit der Zeit wandelt?

Glauben Sie, dass Windisch bald „aussterben“ wird? Warum (nicht)?

Glauben Sie, dass Kärnten/Ledenitzen zweisprachig bleibt? Warum (nicht)?

Einstellung zum zweisprachigen Angebot in Kärnten bzw. in Ledenitzen/Ledince

Erzählen Sie mir etwas über das zweisprachige Angebot in Kärnten. Welche Möglichkeiten zum Zweitspracherwerb gibt es in Ledenitzen?

Wie denken Sie über den zweisprachigen Kindergarten und die zweisprachige Volksschule?

Wie denken Sie über die zweisprachige Kirche im Ort?

Welche Möglichkeiten waren früher gegeben, um Slowenisch zu lernen? Gab es Slowenisch als Unterrichtsfach in der Schule?

Wie bewerten Sie die heutige Situation bzw. das aktuelle Sprachangebot?

Haben/Würden Sie Ihr(e) Kind(er) in eine zweisprachige Bildungsinstitution (ge)geben? Warum (nicht)?

Einstellung zum Ortstafelstreit

Erzählen Sie mir etwas über den Ortstafelstreit.

Wie haben Sie den Konflikt rund um die zweisprachigen Ortstafeln in den 1970er Jahren erlebt? (Stichwort „Ortstafelsturm“)

Wurde der Konflikt Ihrer Meinung nach zufriedenstellend gelöst? Hat sich die Situation Ihrem Empfinden nach mittlerweile beruhigt?

Welche Erfahrungen haben Sie in Ledenitzen gemacht? Hier gibt es (noch) keine zweisprachigen Ortstafeln. Wären sie wünschenswert? Warum (nicht)?

Einstellung zur slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit

Welchen Stellenwert hat für Sie die slowenische bzw. deutsche Sprache?

Betrachten Sie die slowenisch-deutsche Zweisprachigkeit in Kärnten als Chance und/oder sehen Sie darin ein mögliches Konfliktpotenzial?

Demographische Daten der Gewährsperson

Name:

Geburtsort:

Geburtsjahr:

Derzeitiger Wohnort:

Längster Wohnsitz (Ort/Jahr):

Höchster Bildungsabschluss:

Beruf:

Studium:

Kurzfassung

Den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Diplomarbeit – *Zweisprachigkeit in Kärnten aus der Sprecherperspektive* – bilden Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich der slowenisch-deutschen Zweisprachigkeit in Kärnten. Es wurden vier Sprecherinnen aus Ledenitzen (slow. Ledince) im Rahmen von sprachbiografisch akzentuierten Interviews, deren Auswertung qualitativ erfolgte, befragt. Der Fokus liegt dabei auf den subjektiv konzipierten Sprachformen der linguistischen Laiinnen, sowohl in der Einzelsprache Deutsch als auch in der Einzelsprache Slowenisch. Insofern positioniert sich die vorliegende Untersuchung innerhalb der soziolinguistischen Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung, der Sprachbiografieforschung und der Sprachkontaktforschung.

Ausgehend von den varietätenspezifischen Konzepten der Sprecherinnen, wurde danach gefragt, welche „soziale Bedeutung“ (Prestige und Stigma) sie diesen zuschreiben und mit welcher kommunikativen Funktionalität sie ihre Sprache(n) und Varietäten gebrauchen. Neben Spracheinstellungen wurden Einstellungen zu kärntnerslowenischen kultur- und bildungspolitischen Aktivitäten in Ledenitzen und zum „Kärntner Ortstafelstreit“ erhoben. Im Zentrum stand dabei die Frage, ob die Wahrnehmungen und Einstellungen der Sprecher/innen mit sprachbiografischen „Schlüsselerlebnissen“ korrelieren. Da zwei Pensionistinnen und zwei Studentinnen – jeweils eine einsprachig (Deutsch) und eine zweisprachig (Deutsch und Slowenisch) befragt wurden, konnten zudem generationsbedingte Unterschiede in den Blick genommen werden.

Es konnte festgestellt werden, dass die Informantinnen ein bivarietares Konzept sowohl der deutschen als auch der slowenischen Sprache haben. Während die Sprecherinnen fortgeschrittenen Alters zwischen „Dialekt“ und „Schriftsprache“ unterscheiden, differenzieren die jüngeren Sprecherinnen zwischen „Dialekt“ und „Hochsprache“. Letztere verfügen zudem über ein weiteres varietätenspezifisches Konzept hinsichtlich der deutschen Sprache, das in etwa dem linguistisch konzipierten Bereich der „Umgangssprache“ nahekommt und von den Informantinnen als „ein bisschen Kärntnerisch und teilweise nach der Schrift reden“ sowie als „Dialekt mit deutschen Wörtern dazwischen“ bezeichnet wird. Die Frage nach dem Konzept „Windisch“ zeigte, dass nach wie vor Stereotype hinsichtlich desselben und der ethnisch-nationalen Dimension dieses Konzepts in Form einer Abgrenzung zu Kärntner Slowenen bestehen. Interessanterweise zeigte sich, dass die Eigen- und Fremdwahrnehmung Kärntens aus Sicht der Informantinnen vor dem Hintergrund ihrer Ein- und Zweisprachigkeit divergiert.

Insgesamt konnte gezeigt werden, dass Spracheinstellungen und postuliertes Sprachverhalten sowie Einstellungen zur zweisprachigen Situation Kärntens nicht zuletzt auf persönliche Erlebnisse und Erfahrungen der Sprecherinnen zurückzuführen sind.